Holzlandsagen.

Sagen, Mährchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringer Waldes.

Gesammelt und erzählt

von

Kurt Greß.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1870.

Vorwort.

In dem vorliegendem Buche, welches sich schüchtern auf das kritische Theater hinauswagt, wird dem Publikum eine möglichst vollständige Sammlung der Sagen des Westkreises des in zwei räumlich fast gleiche Theile, den Ost- und Westkreis, getheilten Herzogthumes Sachsen-Altenburg, des sogenannten Holzlandes, geboten, welches die Vorberge oder, wenn man lieber will, die Ausläufer des Thüringer Waldes bildet. Wie der Verfasser bei deren Sammlung sich der möglichsten Sorgfalt befleißigt hat, so hat er auch bei Wiedergabe derselben trotz manchen für das Gegentheil sprechenden Grundes es sich zur Aufgabe gemacht, das Gesammelte getreu so wiederzuerzählen, wie sich dieselben im Volke erhalten haben. Diesen Umstand bittet er bei Beurtheilung des Werkchens besonders zu berücksichtigen.

Zugleich aber benutze ich diese Gelegenheit, allen Denen aufrichtigen Dank zu sagen, welche mich bei Sammlung und Herausgabe des Buches so bereitwillig unterstützt haben und empfehle schließlich dasselbe einer freundlichen Aufnahme und nachsichtsvollen Beurtheilung.

Eisenberg, am 1. November 1869.

Kurt Greß.

Inhaltsverzeichniß.

Eisenberg.

Roda.

Kahla.

Orlamünda.

Eisenberg.

Der Mohr im Stadtwappen und das Stadtwahrzeichen von Eisenberg.

Ueber dem ältesten Brunnen der Stadt Eisenberg, welcher auf dem kleineren Theile des durch Rathhaus und Kirche in zwei ungleich große Flächen getheilten Marktplatzes zwischen dem alten Rathhaus und der ehrwürdigen Superintendentur Tag und Nacht aus eisernen Röhren sein klares Wasser in ein weites Steinbecken plätschernd herabsprudelt, erhebt sich, aus einem einzigen Stücke groben Sandsteins kunstvoll gearbeitet, ein schwarzes Mohrenbild mit einer Binde über den Augen und in der Hand ein Trinkgefäß haltend, aus dem an schönen Sommertagen ein Strahl hellen Wassers weit hinauf in die blaue Luft springt.

Seit dem Jahre 1727 hält das alte Steinbild, damals in jugendfrischem Prangen von den Vätern der Stadt mit patriotischem Stolze aufgestellt, treulich Wacht über Brunnen und Stadt. Sie, die ihn schufen und aufrichteten, sind Alle längst schon heimgegangen und schlafen draußen vor dem Thore im stillen Friedhof den ewigen Schlaf; Geschlecht um Geschlecht ist unterdessen zu den Todten gesunken; der steinerne Mohr aber hat treulich ausgehalten auf seinem Posten. Zwar sein dunkles Kleid hat durch Zeit und Wetter arg gelitten, obwohl sie es ihm im Jahre 1842 herrlich wiederaufgebessert haben; zwar sein

schöner Goldschmuck ist rostig und bleich geworden; aber seine groben Steinglieder sind noch kräftig und dauerhaft, und jung und frisch, wie in alter Zeit hält er sein seltsames Trinkgefäß hoch empor und bläst komisch mühsam die steinernen Backen auf, um den hellen Wasserstrahl in die Lüfte zu schleudern.

So steht er Tag und Nacht, Sommer und Winter ernst und ehrenfest auf seinem Sockel und sieht den fröhlichen Kindern zu, die am Tage um ihn herum dieselben lustigen Kinderspiele spielen, die einstmals ihre Väter zu seinen Füßen gespielt haben, und macht die kleinen Kinderherzen fürchten, daß sie des Nachts in ihrem Schlafe grausige Geschichten von ihm träumen. Er selbst aber schläft und träumt wohl auch von vergangener Zeit in stillen Mondnächten, wenn Alles rings zur Ruhe gegangen und der Mond, der die alten Gebäude um ihn gespensterhaft beleuchtet, auch ihn mit seinem milden Strahle vergoldet, oder hört dem leise plätschernden Brunnen zu, dessen Wasser ihm hübsche Geschichten geschwätzig erzählt von der „Siebenfreude“, den sieben Quellen seiner Waldheimath auf luftigem Berge, und den schlanken Buchen, die an seiner kühlen Wiege säuseln und rauschen.

Dem alten Mohrenbilde ist aber noch eine ganz absonderliche Ehre geschehen. Sein Kopf mit der Binde über den Augen ist nebst drei stattlichen Thürmen in das Stadtwappen und Rathssiegel übergegangen, er selbst aber das Wahrzeichen der Stadt geworden. Das aber, so berichtet die Sage, hat sich also zugetragen:

Vor vielen hundert Jahren, als noch die tapfern Grafen von Eisenberg in dem alten Schlosse hausten, hatte sich einer dieser Grafen von einem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande nach der Sitte der damaligen Zeit einen Mohren, welche wegen ihrer Treue hochgeschätzt waren, als Diener mitgebracht. Lange

Zeit hatte nun auch der Mohr dem Grafen treu und ehrlich gedient, als eines Tages die Gemahlin desselben ihre kostbare, goldene Kette vermißte und trotz allen Suchens nicht wieder finden konnte. Niemand von den gräflichen Dienern war an dem Tage, an welchem die Kette verloren ging, um die Gräfin und in deren Zimmer gewesen, als der Mohr. Auf diesen nun fiel sogleich der dringendste Verdacht, die verschwundene Kette entwendet zu haben. Auf der Stelle wurde er verhört, gefangen genommen und, obwohl er hartnäckig den Diebstahl leugnete und unter Thränen und Flehen seine Unschuld betheuerte, zum Tode verurtheilt und die Vollziehung des Urtheils noch auf denselben Nachmittag festgesetzt.

Als die Stunde der Enthauptung des sonst treuen und ergebenen Dieners herannahte und viel Volks sich vor dem Palaste versammelte, um den armen Sünder das Lebenslicht ausblasen zu sehen, ward es der Gräfin ängstlich und schwer um das Herz. Sie zog sich allein in ihr Gemach zurück, in dasselbe, wo die werthvolle Kette zuerst von ihr vermißt worden war, und suchte ihr klopfendes Herz zu beruhigen. Sollte ja doch um ihretwillen ein Menschenleben geopfert, ein sonst treuer Diener, dessen Schuld nicht einmal völlig erwiesen war, getödtet, nein vielleicht sogar gemordet, durch sie gemordet werden. Die Betheuerungen des armen Mohren, das Flehen um Gnade tönte ihr schrecklich im Ohr, sie sah ihn hinausschleppen auf den Richtplatz, sah, wie er noch einmal, ehe sie ihm die Augen verbanden, seine Unschuld versicherte und sie als seine Mörderin anklagte, sah den Scharfrichter zum Todesstreiche ausholen und sein Blut hoch aufspritzen — ihr Herz drohte ihr zu zerspringen vor Qual und Zweifel, sie wollte, sie mußte Ruhe haben vor der nagenden Stimme im Innern, Ruhe vor den schrecklichen Bildern vor ihrer Seele.

Wo aber sie finden, diese Ruhe, wo ihn finden, den Frieden, der solche Zweifel einschläfert? Da fiel ihr Auge auf das schwere Gebetbuch, das dort am Fenster auf dem kleinen, kunstvoll geschnitzten Betschemel lag. Das sollte ihr Trost und Frieden bringen, das Buch, das sie niemals ohne Trost gelassen hatte! Schnell kniecte sie nieder vor dem theuren Gottesworte und löste hastig die schweren Goldspangen, die das Buch geschlossen hielten und jetzt mit scharfem Geräusche aufsprangen. Schnell schlug sie nun die pergamentnen Blätter auf, ein Gebet zu suchen für diese Stunde, das ihrem gequälten Herzen Ruhe geben sollte. Da, wie sie einige der Blätter umgeschlagen hatte, klirrte es plötzlich und aus den Blättern heraus fiel ihr zu Füßen die verlorene Kette. Kein Zweifel, als sie an dem Tage, da sie die Kette vermißte, in dem Buche gelesen hatte, war diese leise durch eine hastige Bewegung aufgesprungen, hatte sich gelöst, war unmerkbar herabgeglitten hinein in das alte Gebetbuch, und in selbiges hatte sie die Kette eingeschlossen. Entsetzt fuhr sie empor. Der Mohr war also doch nicht ein Dieb, er war unschuldig und unschuldig sollte er gerade jetzt sein Leben um ihretwillen hingeben. Der Lärm der neugierigen Menge war unterdessen still geworden, das tobende Volk hatte sich verlaufen, vielleicht war es schon zu spät, das Unrecht gut zu machen, vielleicht lastete schon der untilgbare Flecken eines Mordes auf ihrer Seele. Rasch stürzte sie davon, entsandte die wenigen im Palaste gebliebenen Diener nach dem Richtplatz, um womöglich noch durch ihre Botschaft den Armen zu retten, indem sie eine hohe Summe dem Boten versprach, der noch zur rechten Zeit zum Richtplatz käme.

Lange bange Minuten, eine schwere Viertelstunde stand sie dann am geöffneten Fenster und schaute, Aug' und Ohr fieberhaft gespannt hinaus, der Antwort harrend. Endlich nahten

sich Tritte, ein Diener kam athemlos gestürzt, ein weißes Tuch in den Händen schwingend. Es war noch nicht zu spät gewesen; eben war den Mohren das Tuch zum letzten Streiche umgebunden worden, eben hatte er niederknieen sollen — da war der Bote gekommen und hatte über die in tiefem Schauer schweigende Menge sein mächtiges: Halt! hingerufen. So berichtete derselbe keuchend, indem er hinzufügte, bald werde der Graf in feierlichem Triumphzuge den Mohren zurückbringen.

Da löste sich die fieberhafte Spannung, die bis dahin alle Sinne der Gräfin umstrickt hatte; leise sank sie auf die Kniee und dankte Gott, daß er sie vor großer Sünde in Gnaden bewahret habe.

Der Graf aber schenkte dem Mohren für seine Todesangst die Freiheit und viel Geldes und Gutes dazu; um aber seine unschuldig geschändete Ehre wieder herzustellen, nahm er den Kopf des Mohren mit der Binde über den Augen in sein Wappen auf, und von diesem ging es in das Siegel des Raths und in das Wappen der Stadt über. Zur ewigen Erinnerung daran aber stellten manch Jährlein später die braven Väter der Stadt dem armen Mohren über ihrem ältesten Brunnen ein steinern Standbild auf, das Wahrzeichen der Stadt Eisenberg.

So steht der Mohr manch langes Jahr auf dem alten Marktplatze und noch lange, lange Zeit mag er so stehen und getreue Wacht halten über die gute Stadt Eisenberg, von welcher in dem fast zum Volksliede gewordenen Schützengesange ein jüngst erst heimgegangener, treuer Freund seiner geliebten Vaterstadt singt:

„Gute Stadt am Waldeshügel,
Steh gedeckt von Gottes Flügel,

Wie die Thürm' in Deinem Siegel,
Fest vom Grunde bis zum Knopf!
Und der Glückessterne Walten
Schirme Deinen blinden, alten
Mohrenkopf!

Herzog Christian von Eisenberg und seine Geister.

Als Herzog Ernst I. oder der Fromme, dessen herrlicher Wahlspruch: In silentio et spe seinen edlen Character hinlänglich kennzeichnet, im Jahre 1675, im 74. Lebensjahre das Zeitliche segnete, betrauerten ihn von den achtzehn Kindern, die ihm seine Gattin, Elisabeth Sophie, geboren hatte, nur noch zwei Töchter und sieben Söhne. Zwar hatte der fromme Herzog schon längst vor seinem Tode verordnet, daß seine hinterlassenen Söhne unter Leitung des Aeltesten die Länder des Hauses Gotha gemeinschaftlich verwalten sollten, und eine Zeit lang thaten auch die hinterlassenen Prinzen nach dem Willen ihres edlen Vaters. Allein die Unbequemlichkeit der verschiednen, neben einander bestehenden Hofhaltungen und die Schwerfälligkeit der Regierungsgeschäfte bewogen die Brüder, schon am 24. Februar 1680 unter einander einen Erbsonderungsreceß abzuschließen, wonach Jeder der Brüder einen besondern Landesdistrict angewiesen erhielt. Durch diesen Vergleich bekam der fünfte, am 6. Januar 1653 zu Gotha geborene Sohn Herzog Ernsts, Christian, die Städte und Aemter Eisenberg, Ronneburg, Roda und Camburg in seinen Besitz und wählte Eisenberg zu seiner Residenz.

Herzog Christian, der einzige Fürst von Eisenberg, hatte auf Universität Straßburg besonders Philosophie und Rechtswissen=

schaft studirt, dann zu seiner weiteren Ausbildung viele Reisen nach der Schweiz, Italien, Holland und Ungarn gemacht und mit seiner Gemahlin, Christiane, einer Tochter des Herzogs Christian zu Sachsen=Merseburg, das eisenbergische Schloß, das nach ihm „Christiansburg“ genannt wurde, bezogen. Christian war ein hochgebildeter, edler Fürst, ein wahrer Vater seiner Unterthanen, aber seine große Verschwendung, seine Vorliebe für eine glänzende, prachtvolle Hofhaltung und reiche Bauten zerrütteten seine Finanzen und hinderten ihn, alle die schönen Pläne auszuführen, die er zum Wohle seiner geliebten Unterthanen gefaßt hatte. Um nun aber seine Verhältnisse nicht nur zeitweilig, sondern für immer und nachhaltig zu bessern, gab er seiner übermäßigen Neigung zur Alchymie in dem Grade nach, daß seine Schulden sich in erschreckender Weise vermehrten.

Schon auf der Universität hatte sich Herzog Christian viel mit Alchymie beschäftigt, war auch später dieser Lieblingsneigung getreu geblieben und hatte mehrere für seine Zeit neue und practische Entdeckungen, besonders in Bezug auf Bereitung von Lacken, bei seinen Versuchen gemacht. Allein später warf er sich der Goldmacherkunst völlig in die Arme und gerieth in die Hände der ehrlosesten Betrüger, die die Noth des armen Herzogs schamlos benutzten und mit Hülfe seiner Neigung zum Mystischen und Aberglauben ihn so täuschten, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie ein für seine Zeit so hochgebildeter Geist sich so plump hat hintergehen lassen können.

Die Betrüger weckten nämlich in dem Herzoge den Glauben, daß man durch die Alchymie in unmittelbare Berührung mit Geistern, ja sogar mit Gott gelange, und brachten ihn zu der Ueberzeugung, daß er wirklich mit unsichtbaren Wesen in Verbindung stehe. Dabei entlockten sie dem schon so hart bedrängten Herzoge ungeheure Geldsummen, welche die Herstellung

des Geheimmittels, Gold aus anderen Metallen zu bereiten, und das Recept zur wahren Goldtinktur (R) angeblich kosten sollten. Die Geister, welche besonders mit ihm in Verkehr standen, hießen der König von Waldeck, dessen Name jedenfalls mit dem verfallenen Kloster Waldeck bei Bürgel zusammenhing, die Aebtissin, die Nonnen, Poppo aus dem Thale, Friedrich Wilhelm u. s. w. Auch glaubte er mit zwei Personen, Hiob und Frau Unruhe, in Verbindung zu sein, denen er jedes ungünstige Geschick zuschrieb. Mit diesen Geistern stand der Herzog, der sich nur mit dem Namen: Theophilus, Abt der heiligen Jungfrau von Lausnitz, unterschrieb, in brieflicher Verbindung. Die Briefe der Geister waren in deutscher Sprache verfaßt, aber mit griechischen Buchstaben geschrieben; sie wurden an einen bestimmten Ort gelegt, von dem sie die Geister abholten, und auch die Briefe der Geister fanden sich an einem bestimmten Platze. Diese versprachen dem Herzog unermeßliche Schätze, im Vertrauen auf die der Herzog sogar kostspielige Bauten begann und ausführen ließ. Besonders verhieß ihm der König von Waldeck ungeheure Reichthümer und befahl dem Herzog, seine unentbehrlichen Kammern und Zimmer bewachen und hunderte von Säcken zur Aufnahme der Schätze anschaffen zu lassen, in welche hinein die Pfaffen das Geld heimlich bringen wollten. Der Herzog that Alles, wie ihm die Geister befohlen hatten, ließ schon im Voraus eine Münze für den glücklichen Tag der Ankunft der Schätze prägen und wartete mit Spannung auf dieselbe. Allein kurz vorher theilte ihm der König von Waldeck mit, daß er wegen der Schätze habe nach Jerusalem reisen müssen, und forderte den Herzog auf, dreihundert Säcke zur Abholung des Goldes nach Jerusalem zu schicken, eine Aufforderung, welcher sich der leichtgläubige Fürst auch wirklich nachzukommen anschickte.

Jedoch das fortwährende Zögern und Vertrösten der Geister machte dem armen, verschuldeten Herzog doch nach und nach schwere Sorge, von der er auch den Geistern Mittheilung machte. Da aber schlug sich unser Herrgott selbst in's Mittel. Er schrieb selbst an den Herzog, in griechischen Buchstaben, wie die andern Geister, zeigte dem Wankelmüthigen, wie unbegründet sein schwerer Verdacht sei, vertröstete „seinen lieben Knecht Christian“ auf die rechte Zeit, die er für ihn ausersehen, und erinnerte ihn daran, daß er, Gott, ja auch seinen lieben Sohn Christus spät, aber doch zur rechten Zeit in die Welt gesandt habe.

Doch auch manch anderes Unglück traf den edlen Fürsten. Der Bergbau, den er bei Rauda und Cursdorf hatte einrichten lassen, verschlang große Summen und gab nicht den geringsten Ertrag, so daß er ihn endlich wieder eingehen lassen mußte. Seine erste Gemahlin starb schon am 13. März 1679 in Folge ihrer ersten Niederkunft; seine Gesundheit, von den bei seinen Experimenten vielfach gebrauchten Giften geschwächt, nahm in der erschreckendsten Weise ab, und es entwickelte sich eine schwere, langsam zehrende Krankheit, die ihn in ein dumpfes Hinbrüten versinken ließ, aus dem ihn auch die zarteste Sorgfalt seiner zweiten Gemahlin, Sophie Marie, einer Prinzessin von Hessen-Darmstadt, nicht erretten konnte. Alle seine Pläne sah der edle Fürst gescheitert, keine seiner Hoffnungen erfüllt. Wie hatte er segnen und beglücken, wie sein Land und Volk heben und glücklich machen wollen; wie hatte er in rührender Sorgfalt schon im Voraus genau bestimmt, wie er die großen Reichthümer, die ihm die Geister verschaffen würden, verwenden wollte, und wie gering hatte er dabei sich selbst bedacht und Alles seinem Lande, seinen Unterthanen und besonders den Armen zuwenden wollen! Hatte er doch noch bis kurz vor seinem Ende ein so festes Ver-

trauen auf die Hülfe der Geister, daß er im Jahre 1707 allen seinen Unterthanen auf drei Jahre alle Steuern erließ und den Gehalt seiner Beamten wesentlich verbesserte! Nun aber stand er an den Marken seines Lebens, ein kranker, gebrochener Mann, voller Schulden und Noth, und sah nirgends einen Ausweg, herauszugelangen aus all dem Elend. Da schrieb er in finsterm Zornesmuth noch einmal an die Geister, die ihm so viel versprochen hatten, daß er wissen wolle, ob an der Sache „eine Realität“ sei und daß er nun endlich des Harrens und Wartens von Herzen müde sei.

Auf diesen Brief hat der Herzog Christian keine Antwort bekommen; Gott, von dem er glaubte, daß er an ihn geschrieben habe und ihn nicht verlassen werde, fand den einzigen Ausweg, der ihn sicher befreite von all den Bedrängnissen und Nöthen der Erde; noch ehe die Geister ihm antworten konnten, nahm er ihn am 28. April 1707 zu sich in sein ewiges Reich.

So starb, betrauert und beweint von allen seinen Unterthanen, der einzige Herzog von Eisenberg; in ihm ging ein edles, treues Fürstenherz zu Grabe, das warm für seine Bürger geschlagen hatte, dessen Edelmuth und phantastische Neigung aber von habsüchtigen Betrügern schnöde benutzt worden war. In aller Stille trugen sie ihn, so wie er es gewünscht, hinein in das dunkle castrum doloris, das er sich vor dem Altare der von ihm erbauten Schloßkirche hatte wölben lassen. Sein Andenken aber ist nicht erloschen, sondern lebt fort und wird noch lange fort leben in dem Andenken seines dankbaren Eisenbergs.

Der Mönch und die Nonne im Eisenberger Schloßgarten.

Schon vor Herzog Christian und besonders zu dessen Lebzeiten hielten in stiller Nacht in dem Schloßgarten zu Eisenberg ein Mönch und eine Nonne geisterhaften Umgang. Freilich sah der Schloßgarten damals viel dunkler und düsterer aus, als jetzt. Statt der reinlichen, hellen Gänge breitete sich tiefer Wald dicht und schattig aus; zahme Hirsche, welche die Gemahlin des Herzogs selbst zu füttern liebte, sprangen lustig darin umher; überall war tiefes, leise rauschendes Waldesdunkel. Auf dem schmalen Fußwege, welcher zwischen hohen Obstbäumen von dem nunmehr ebenfalls verschwundenen chemischen Laboratorium Herzog Christians bis zu einem versteckten Pförtchen in der Schloßmauer führte, schritten des Nachts, sobald die Uhr der Schloßkirche die elfte Stunde gebrummt hatte, zwei bleiche Schatten, eine Nonne in grauem Klostergewand und ein Mönch in schwarzer Kutte, leise und schweigend dahin; geräuschlos that sich das alte Pförtchen, das sonst immer so häßlich in den Angeln kreischte, vor den Nachtwandlern auf; dann noch einige Schritte nach dem Schlosse zu, und spurlos waren sie verschwunden, als hätte die Erde sich aufgethan und sie verschlungen. Die Nonne verließ niemals ihren gewöhnlichen Weg; den Mönch aber sah man wohl auch bisweilen an andern Orten der Stadt, außerhalb des Schlosses. Ja, er soll sogar noch lange nach des Herzogs Tode, ja sogar nach dem erst 1712 in Eisenberg erfolgten Tode der zweiten Gemahlin Christians, der Herzogin Sophie Marie, nachdem seine Gefährtin längst ihre nächtlichen Wanderungen eingestellt hatte, auf seinen alten Steigen, in den öden Gängen des Gartens oder auch in den verlassenen Zimmern des obern Schloßtheils umhergeirrt sein. Doch beruht wenigstens das Letztere auf blosem Aberglauben; Mönch und Nonne

gingen mit Herzog Christian zur Ruhe und, was nachher noch von ihnen spukte, war nur der Nachhall einer längst verklungenen Glocke.

Zur Zeit des Herzogs aber war ihre Existenz ohne Zweifel. Viele, auch die Unerschrockensten, hatten sie auf ihren nächtlichen Wanderungen gesehen; doch ließ Jeder sie lautlos passiren, schlug ein Kreuz vor dem Spuk und eilte hastig dem Hause zu. Zwei der Kühnsten wollten das Geisterpaar sogar anreden; allein der Versuch scheiterte an der Feigheit des Einen der Wagehälse.

Ob sie aber wirklich Wesen einer höhern Welt oder nicht vielmehr Geschöpfe von Fleisch und Blut waren, das ist jedenfalls mehr als zweifelhaft; denn sicher waren sie ein Werkzeug der gewissenlosen Betrüger, die des Herzogs abergläubischen Sinn zu unzähligen Gelderpressungen benutzten, oder Abgesandte und Helfershelfer der Väter Jesu und der katholischen Kirche, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, das Gesammthaus Sachsen dem evangelischen Glauben zu entfremden und zum Uebertritte zum Katholicismus durch Einwirkung auf die mystischen Neigungen des Herzogs Christian und durch ungeheure Geldversprechungen zu bewegen.

Die Geistererscheinung Herzog Christian's von Eisenberg.

Anno Domini 1705 in einer kalten, nebeligen Spätherbstnacht, nicht lange vor zwölf Uhr, lag Herzog Christian sinnend und brütend auf dem Ruhebette seines unheimlichen, düstern Betzimmers, welches er sich zu ebner Erde in dem an die Kirche angrenzenden Theile seines Schlosses hatte herrichten lassen. Auf dem an der einen Wand stehenden, schwarzbehangenen Bet-

pulte lag unterhalb eines den Tod darstellenden, sensenschwingenden Gerippes die heilige Schrift aufgeschlagen, in welcher er eben erst gelesen hatte. Zwei dreiarmige, silberne Leuchter erhellten das kleine, behaglich durchwärmte Gemach und warfen zitternd und hastig ihre magischen Streiflichter auf die alten, gewirkten Bilder an den Wänden, die todten, bleichen Gesichter in den schwarzen düstern Särgen, die ernsten Predigergestalten in langen, dunkeln Talaren und auf das inmitten all des Todtengrauens in heller Strahlenkrone glitzernde Antlitz unsers Herrn Jesus Christus, welche, künstlich eingewebt, von den Wänden herabschauten.

In dem alten Schlosse und in dem finstern Schloßgarten war Alles still und stumm; nur der eintönige Schritt der Wache, die draußen im Schloßhofe hin und her wanderte, klang dumpf in das Gemach herein, und der Wind, der sich in dieser dunklen Nacht wild und heftig aufgemacht hatte, das letzte dürre Laub von den herbstesmüden Bäumen des Schloßgartens zu fegen, heulte seine unheimlichen Melodien durch Schloß und Garten und trieb prasselnd feuchte Tropfen an das hohe Gitterfenster des Zimmers.

Zurückgelehnt und den sorgenschweren Kopf mit der Hand stützend, lag der Herzog auf dem Ruhebette, träumte still vor sich hin und lauschte auf Wetter und Wind und ihre pfeifenden, ächzenden Stimmen. Er hatte Vieles, Vieles zu denken, was genau so düster war, wie die Herbstnacht draußen und genau so wild, wie der Sturm, der an den Gittern rüttelte. Alles war ihm vereitelt, jede Hoffnung zertrümmert, und leise, aber vernichtend stieg der schwere Verdacht in seiner ruhelosen Seele auf, daß er getäuscht und betrogen sei von seinen Geistern, denen er so fest vertraut hatte. Schulden und Elend, Noth und Bedrängniß, wohin er nur schaute! Und doch konnte

er alle Noth mit einem Worte enden; alle Schulden tilgte ein Wort, ein Schritt, der ihn frei machte von allen den Banden, die ihn jetzt rettungslos gefangen hielten. Brauchte er doch nur seinen protestantischen Glauben abzuschwören und sich zum katholischen zu bekennen, um von dieser Kirche mehr als genug zu erhalten, um Sorgen und Schulden auf immer loszuwerden.

Ruhelos warf er sich hin und her auf dem Lager und schaute hinaus in den nächtlichen Garten, hinauf zu dem verhüllten, grauen Nachthimmel, an dem kein Stern zu entdecken war, das Bild seiner Seele und seines Lebens, das eben so grau und verhüllt vor ihm lag — ohne einen einzigen, tröstenden Stern! —

Während er so in sich hinein brütete, schlug es draußen auf dem Schloßthurme langsam und dumpf zwölf Uhr. Der Herzog fuhr empor, gedankenlos die einzelnen Schläge zählend, deren Klang der Wind deutlich an sein Ohr trug. Da, wie der letzte Schlag verhallt, vernahm er ein leises Klopfen an der Thüre des Zimmers. Zwar hatte der Herzog der Wache verboten, heute Keinen mehr einzulassen; es mußte also etwas Wichtiges sein, das den Burschen bewogen hatte, seinen Befehl zu übertreten. Aber er hatte ja auch Niemand kommen, keinen Schritt gehört, kein Knarren der Thüre! Dem Herzog ward es seltsam zu Muthe. Doch kräftig rief er: Herein!

Langsam und geräuschlos that sich die Thüre auf, und herein schritt in langem, rauschendem Gewande aus alter, längstverschollener Zeit eine schlanke, fürstliche Frauengestalt. Den Herzog überlief ein leichter Schauer, doch faßte er sich und fragte die Erscheinung: „Wer bist du und was willst du von mir?“

Die Gestalt antwortete: „„Fürchte dich nicht! Ich bin Anna, Herzog Casimirs von Coburg unglückliche Gemahlin, eine Fürstin deines Geschlechts, deren Geschichte du wohl kennen wirst.*)““

Als der Herzog Dies bejahte, fuhr sie fort: „„Ich habe eine Bitte an dich! Ich starb, ohne daß mein Gemahl, der mich ungerecht und grausam verstieß, sich mit mir versöhnt hatte. Die Zeit, wo Dies geschehen soll, naht jetzo heran. Dich hat Gott erwählt, uns zu versöhnen. Zwar bin ich selig im Reiche der Geister; allein ich durfte Gottes Throne bis jetzt noch nicht nahen und mußte an einem stillen Orte angenehmer Ruhe weilen. Mein Gemahl lebte inzwischen in Kälte und Finsterniß, jedoch nicht ohne Hoffnung auf Seligkeit.““

Der Herzog wollte der Erscheinung Etwas entgegnen, doch sie wehrte es ab und sprach: „„Glaube mir, denn was ich sage, ist Wahrheit, wenn auch dein Verstand meine Worte nicht fassen kann und ich dich auch nicht darüber belehren darf. Einst aber wirst du Alles ahnen und verstehen. Doch jetzt danke Gott, daß er dich zum Werkzeuge unserer Versöhnung erlesen hat. Acht Tage gebe ich dir Bedenkzeit, dann komme ich um dieselbe Stunde wieder zu dir, um deine Erklärung zu vernehmen. Gott sei mit Dir!““

So sprach die Gestalt und lautlos, wie sie gekommen, schritt sie zur Thüre hinaus. Der Herzog aber blieb erstaunt und zweifelnd zurück und rief den ruhig auf und ab gehenden Wachtposten herein, der von der ganzen Erscheinung Nichts wußte und versicherte, daß die Thüre, so lange er Wache stehe, nicht geöffnet worden sei. Am andern Tage nun schrieb er an

---

*) Anna von Coburg wurde 1593 von ihrem Gatten wegen Untreue verstoßen und starb 1613 in Gewahrsam auf der Veste Coburg.

seinen vertrauten Rathgeber in geistlichen Dingen, den Superintendent Hofkunz in Torgau, und bat ihn um seinen Rath. Als dieser ihm antwortete, er solle, falls nichts Abergläubisches bei dem Versöhnungsgeschäfte vorkäme, seinen Muth prüfen, dann mit Gebet und Vorsicht sich dazu bereiten und sich ihm getrost unterziehen, stand des Herzogs Entschluß fest.

Am bestimmten Tage nach dem Schlage der zwölften Stunde erschien die Fürstin wieder und, als der Herzog ihr seinen Entschluß, die Versöhnung zu übernehmen, mitgetheilt, sie dagegen ihm versichert hatte, daß etwas Abergläubisches dabei nicht vorkomme, verkündigte sie ihm, daß er morgen um die Mitternachtsstunde sie und ihren Gemahl erwarten, Recht unter ihnen sprechen, ihre Hände zum Zeichen der Versöhnung in einander legen, ihnen den Segen des Herrn geben und dann mit ihnen Gott loben möge, damit sie Beide dann sich Gottes Throne nahen könnten. Nachdem der Herzog Dies versprochen, verschwand die Dame.

Am andern Tage verdoppelte der Herzog die Wachen vor seiner Thüre und hieß ihnen genaue Obacht zu geben, Niemanden aber bei hoher Strafe einzulassen. Dann ließ er Leuchter mit Wachskerzen zwischen Bibel und Gesangbuch aufstellen und bereitete sich mit Beten und geistlichen Betrachtungen auf den Empfang der Geister vor.

Schlag zwölf Uhr erschien die Herzogin, nach ihr, finster und bleich, ihr Gemahl. Die Fürstin trug dem Herzoge die Sache vor und bat um seine Entscheidung. Dieser gab dem Herzoge Casimir Unrecht und rieth demselben zur Versöhnung mit seiner Gemahlin, worauf Casimir einwilligte. Nun faßte der Herzog Christian die eiskalte Hand des Gespenstes, legte sie in die warme, feine Hand seiner Gattin und sprach den Segen über die Versöhnten. Dann stimmte er das Lied an: Herr

Gott, dich loben wir, und Beide sangen andächtig mit. Hierauf dankte die Fürstin dem Herzoge noch einmal für seine Güte und verhieß ihm, daß Gott ihn dafür belohnen und bald in sein himmlisches Reich rufen werde. Lautlos verschwanden dann die Geister und der Herzog blieb allein zurück. Die Wachen wollten Nichts von der Erscheinung gesehen, auch nur des Herzogs Stimme gehört haben. Der aber war von der Wahrheit aller dieser Dinge so fest überzeugt, daß er sein letztes Stündlein nahe glaubte und sich fromm und ernst auf dasselbe vorbereitete. Und wirklich hielten die Geister wenigstens dieses Mal Wort; denn binnen Jahresfrist war Herzog Christian ein stiller Mann.

Vor seinem Tode aber ließ er von einem Maler nach seinen Angaben das Bild der Fürstin ganz so, wie sie ihm erschienen war, anfertigen und stellte es, so eingerichtet, daß es durch eine hinter ihm angebrachte Lampe erleuchtet werden konnte, in seinem Gemache auf. Da steht es noch heute und schaut geisterhaft bleich den Beschauer an, der sich in das alte, unheimliche Gemach des Schlosses verliert.

Erst später aber entdeckte man die schlauen Wege und Mittel, durch die es jenen Betrügern Herzog Christians einst gelungen war, unbemerkt zu dem Gemache desselben zu gelangen; denn erst lange danach wurden die geheimen Gänge aufgefunden, auf denen die angeblichen Geister zu des Herzogs Zimmer geschlichen waren. Der ganze Spuk aber zerrann in die trügerischen Schliche des katholischen Clerus, welcher auf diese Weise den Herzog ihrer Kirche zuzuführen gedachte.

Karl XII. von Schweden in Eisenberg.

Am Eingange des freundlichen Schloßgartens zu Eisenberg liegt alterthümlich und grau das alte Schloß und mit ihm verbunden die Schloßkirche, ein mächtiger, fester Bau von regelmäßiger Schönheit. Aeußerlich zwar sieht das Bauwerk unscheinbar und nicht nach etwas Besonderem aus, und Niemand wohl würde ahnen, welche Pracht sein Inneres enthält. Drinnen aber heben sich stolz und majestätisch zahllose Säulen zur bildergeschmückten Decke; bunte, fast allzu weltliche Farbenpracht blendet das an so vieler, harmonischer Schönheit sich weidende Auge und die künstlichsten und reichsten Sculpturen fesseln überall den bewundernden Blick. Hatte aber doch auch Herzog Christian, der im Jahre 1680 das schöne Gotteshaus zur Ehre Gottes erbauen ließ und der heiligen Dreifaltigkeit weihte, eigens von Italien Werkleute und Baumeister zu dem Baue kommen lassen, welche erst nach zwölf Jahren ihr Werk vollendet hatten. Daher aber mag es wohl auch kommen, daß die Kirche so ganz anders geworden ist, als ringsum im Holzlande oder weithin in den sächsischen Landen. Sie hat so viel Träumerisch-romantisches, so viel Katholischdüsteres, wie es protestantische Kirchen sonst nicht an sich zu tragen pflegen, und nur noch das flackernde Licht der ewigen Lampe scheint zu fehlen, um getrost als katholische Kapelle gelten zu können. Zu jeder Zeit aber ist die Kirche der Gegenstand der eifrigsten Bewunderung aller Derer gewesen, die sie einmal gesehen hatten. Besonders in früherer Zeit war ihr Ruhm weit in die Welt hinausgedrungen, und es gab der Leute gar Viele, die auch aus weiterer Ferne herbeikamen, sich das schöne Gotteshaus zu betrachten.

So geschah es auch, daß am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der König Karl XII. von Schweden, welcher damals

in heftigem Kriege gegen den Kurfürsten von Sachsen lag und eine geraume Strecke von Eisenberg entfernt mit seinem Kriegsheere stand, auch von dem Ruhme der Kirche des Herzogs Christian gehört hatte und deshalb dieselbe zu sehen begehrte. Daher machte er sich eines Nachmittags ganz allein, nur von einem treuen Diener begleitet, auf und ritt in scharfem Ritte gen Eisenberg; da er aber ein Mann war, der Complimente und Umstände nicht groß leiden konnte, so beschloß er, dem Herzog Christian, der ihn gewiß so leicht nicht wieder hätte heimkehren lassen, von seinem Besuche nicht das Geringste zu sagen, sondern ritt ganz still, wie ein schlichter Reitersmann, in den Schloßgarten ein, besah sich ungestört die Kirche und trabte unbemerkt wieder von dannen.

Nahe am Schlosse aber wohnte ein Mann, der sich viele Jahre lang draußen in der Welt umhergeschlagen und auch unter den Fahnen des tapfern Schwedenkönigs gekämpft hatte, der erkännte den König und eilte spornstreichs auf das Schloß, um dem Herzog zu melden, welch hoher Gast eben ohne sein Wissen bei ihm zum Besuche gewesen wäre. Der Herzog aber eilte sofort mit zahlreichem Gefolge dem Könige nach, erreichte ihn auch noch glücklich bei Hartmannsdorf und suchte ihn mit den freundlichsten Worten zum Umkehren zu bewegen. Der König aber lehnte die Einladung rund heraus ab und gab nur zu, daß ihn der Herzog noch ein Stück Weges begleiten möge. Herzog Christians Kirche aber lobte er sehr und pries sie mit reichlichen Lobeserhebungen. Da er jedoch wußte, wie sehr sich die Mönche Mühe gaben, den Herzog sammt seinem Hause katholisch zu machen und ihm das Kirchlein mit seiner katholischen Bauart und seinem Bilderreichthum viel Unprotestantisches an sich zu haben däuchte, so fügte der König warnend hinzu: „Ihr habet ein schön und gut Kirchlein, Herr Herzog; aber hütet

Euch sein, daß auf seinem Altare nicht fremdes Feuer brennen möge!“

So ritt denn Herzog Christian wieder allein nach Hause, ohne den König; seine Mahnung aber klang ihm lange noch im Ohr und Herzen und vielleicht hat er sich ihrer später noch oft erinnert in Zweifel und Versuchung.

Das Quarkbrod des Meisters Langenbach.

Herzog Christians zweite Gemahlin, Sophie Marie, war eine gute Frau und treue, zärtliche Gattin, freundlich gegen ihre Umgebung, sorgsam und voll treuer Liebe für ihren Gemahl, eine wahre Landesmutter aller ihrer Unterthanen und vornämlich der Armen und Nothleidenden. Wie ihr Gemahl, den sie bis an sein Ende pflegte und liebte, seine Musestunden mit künstlichen Drechslerarbeiten ausfüllte, so liebte es die Fürstin an stillen Winterabenden im behaglich durchwärmten Zimmer wie eine einfache, schlichte Hausfrau an einem von ihrem Gemahle selbstverfertigten, kunstvollen Spinnrade, welches noch lange Zeit zum Andenken an die geliebte Herzogin im Eisenberger Schlosse aufbewahrt wurde, Wolle zu spinnen. Besonders aber machte es ihr Freude, das fertige Gespinnst selbst, in der Tracht einer Holzländer Bäuerin oder Bürgerfrau verkleidet, zu einem Meister in die Stadt zu tragen, dessen Urtheil über ihre Fertigkeit und manch Anderes zu hören, was sonst gerade Fürsten nicht zu hören pflegen, sich ihr wohlverdientes Geld auszahlen und neue Wolle wieder mitgeben zu lassen.

So legte sie denn auch an einem nebeligen, trüben Herbstabende ihre gewohnte Verkleidung an, nahm ihr gesponnenes Garn

unter den Mantel und ging zu einem Zeugmachermeister in der Johannisgasse, Namens Langenbach. Als sie nach bescheidenem Klopfen, dem ein kräftiges: Herein! antwortete, in die ärmliche, matt von einem Lämpchen erhellte Wohnstube trat, saß der Meister mit Weib und Kindern gerade beim Abendbrode. Die Suppe, der Hauptbestandtheil der spärlichen Mahlzeit, war bereits verzehrt, und nun strich sich der Meister mit sichtlichem Wohlbehagen ein dickes Quarkbrod, was in jener Zeit bei armen Leuten schon ein stattlicher Leckerbissen war. Schüchtern trug die Herzogin dem Meister ihr Anliegen vor und legte ihr Gespinnst auf den Tisch. Der Meister aber ließ sich in seinem Geschäft nicht sonderlich stören. „Warte Sie nur ein wenig, gute Frau", sagte er gnädig, „ich will nur noch mein Quarkbrod essen und das Tischgebet sprechen. So lang wird Sie schon Zeit haben und kann sich derweilen auf der Ofenbank ein bischen auswärmen."

Die Fürstin folgte dem Geheiß, nahm auf der Ofenbank an dem mächtigen, warmen Ofen Platz und wartete geduldig, bis die hungerige Familie ihre Mahlzeit beendet hatte. Da hörte sie, wie die Meisterin ihrem Manne leise in's Ohr flüsterte, sie wolle doch der armen Frau auch ein Quarkbrod geben. Der Meister genehmigte freundlich die Bitte, und die gutmüthige Hausfrau reichte der Herzogin ein mächtiges Stück schwarzen Brodes, fett mit Quarke bestrichen, indem sie sagte: „Da, liebe Frau, hat Sie auch ein Stückchen; nehme Sie's Ihren Kindern mit nach Hause, denen wird das auch etwas Seltenes sein!"

Dankend nahm die Fürstin das Geschenk und steckte es in eine Tasche des weiten Mantels. Endlich hatte nun auch der biedere Meister sein Abendbrod vollendet; das Tischgebet ward gesprochen, und jetzt erst wurde ihr Gespinnst besichtigt, d-

Geld dafür gezahlt und neue Wolle der Fürstin, die dankend von den guten Leuten schied, ausgehändigt. Diese aber erzählte dem herzlich lachenden Herzog ihr Abenteuer und zeigte ihm hocherfreut das erhaltene Quarkbrod.

Herzog Christian aber, der sich höchlichst über die Güte und Gabe des braven Meisters freute, ließ denselben sogleich am andern Tage auf das Schloß bescheiden. Erstaunt vernahm der arme Mann die Botschaft; allein zur befohlenen Stunde fand er sich pünktlich, doch klopfenden Herzens im Schlosse ein. Welche Augen aber machte er, als er in das Zimmer des Herzogs eintrat, die Herzogin in derselben Tracht, wie sie bei ihm gewesen war, am Spinnrad sitzen und seine Wolle spinnen, sein Quarkbrod aber auf dem Tische liegen sah. Allein der Herzog und seine Gemahlin redeten dem verschüchterten Manne freundlich zu, dankten ihm für sein Geschenk und forderten ihn zuletzt auf, sich eine Gnade von ihnen auszubitten.

Was nun der schlichte Meister sich erbeten hat, ist nicht bekannt. Sicherlich jedoch hat er eine reiche Gabe erhalten, die ihm und seinem Hause Glück und Segen gebracht hat; denn von seinen Söhnen hieß der Eine der goldene und der Andere der silberne Langenbach.

Bastian, der Bärenhäuter.

In Eisenberg lebte einmal vor vielen Jahren eine arme Höкerin, die mit Käse und Schwefelfaden, Dochten und Häringen einen schwunghaften Handel betrieb. Diese hatte einen Sohn, den jungen Sebastian oder Bastian, der ihr bei ihrem Handel helfen, die alte Bude auf dem Markte aufbauen, die

Käse auf den Dörfern einkaufen und den Handel besorgen mußte, für alle seine Mühen und Sorgen aber nur schmale Kost und Schläge erntete. Bastian aber ward des Dinges gar bald überdrüssig und, als ihm seine Mutter einmal wegen eines kleinen Versehens einen schweren Fußschemel an den Kopf warf, da sagte er Käse und Schwefelfaden auf ewig Lebewohl und wanderte wohlgemuth zum Thore hinaus in die weite, weite Welt. Darinnen aber hatte er sich's doch ein wenig anders vorgestellt, als es wirklich war, und er fand gar Vieles, was er sich zu Hause nicht hatte träumen lassen. Noth und Elend traten an ihn heran und trieben ihn vor sich her von Land zu Land, bis er endlich, nachdem er überall Kriegsdienste gethan, nirgends aber lange ausgehalten hatte, auf holländischem Schiffe nach China kam, wo er das Glück hatte, einem reichen Mandarin wegen einer Familienähnlichkeit zu gefallen und bei diesem Aufnahme und reichliche Versorgung zu finden. Doch Bastians Glück sollte nicht allzu lange dauern. Der Mandarin mußte im Auftrage des Kaisers eine große Reise unternehmen und Bastian war gezwungen, ihn zu begleiten. Die Reise ging durch öde, gefährliche Steppen, wo eine Löwenheerde die Reisenden anfiel und in alle vier Winde zerstreute. Bastian fand sich endlich allein am Ufer eines Baches liegend, wo er eingeschlafen war. Als er erwachte, plagte ihn grimmiger Hunger und Durst; er wußte in der trostlosen Oede weder Weg noch Steg und sehnte sich von ganzem Herzen nach Hause. Wie gern wollte er wieder die alte Bude auf dem Marktplatze daheim aufbauen, wie gern sich von groben Bauern beim Käsehandel schimpfen lassen, wie gern die Scheltworte der Mutter ruhig ertragen, wenn er nur wieder daheim gewesen wäre in seinem Eisenberg! Da, wie er sich so sehnte, trat der leibhaftige Satan selbst zu ihm und versprach ihm, ihn in seine Heimath

zu bringen und außerdem ihm Gold, so viel er wolle, zu geben, wenn er ihm seine Seele dafür verschreiben wollte. Jedoch Bastian, der von solchen Sachen schon genug gehört hatte, wollte um solchen Preis seine arme Seele nicht losschlagen, sondern willigte erst ein, als der Teufel ihm dasselbe verhieß, wenn er sich drei Jahre nicht kämmen und waschen, seine Kleider nicht verändern, nie beten und nie in die Kirche gehen wollte. Das schien unserem Bastian leicht und eine billige Forderung und freudig schlug er ein. Der Teufel aber hing ihm ein Bärenfell um, gab ihm viel Geld, fuhr mit ihm in die Höhe und ließ ihn sanft vor dem Stadtthor zu Eisenberg nieder.

So wanderte denn Bastian als Bärenhäuter wieder ein in seiner alten Heimath, wo ihn Niemand mehr kannte und seine Mutter ihm als ungerathenem Sohn das Haus verschloß. Auch alle andern Leute wollten von dem Bärenhäuter Nichts wissen; nur ein armer Vetter nahm ihn gastlich auf und wies ihm ein hübsches, freundliches Logis in einem Schweinestalle an. Dort lebte nun Bastian zwei und halbes Jahr seinem Gelübde getreu, und der Teufel schien sein Spiel verloren zu haben. Während dieser Zeit machte er den Kindern seines Vetters zuerst einige bunte Papierlaternen, wie er sie in China gesehen und fertigen gelernt hatte. Mit diesen Laternchen gingen die Kinder — es war gerade in der Weihnachtszeit — vergnügt auf den Markt und ließen sie von den andern Kindern bewundern. Diese Sitte aber hat sich noch heute in Eisenberg erhalten. In der Adventszeit bis zum Weihnachtsabend gehen jeden Abend, sobald es dunkelt, die Kinder mit ihren seltsamgeformten, bunten, von einem Lichtstümpfchen erhellten Papierlaternen, die man Pyramiden oder Permetten nennt, auf den Marktplatz, auf dem sie eine Weile hin und herspazieren. Ein

seltsames, schönes Bild ist es, am dunklen Winterabend all die hellen, wandernden Lichtchen zu sehen, getragen von fröhlichen Kindern; wie Irrlichter hüpfen und tanzen sie umher, bis sie sich nach und nach verlieren, in die Seitengässen des Marktes oder den langen Steinweg hinab, endlich als ferne Lichtpünktchen verschwindend. Am heiligen Christabend aber ist der alte Marktplatz ganz bedeckt von solchen flimmernden Lichtchen. Dazu läuten die Glocken feierlich vom Thurm; die Musikanten blasen und die Schüler singen einen Choral. Unterdessen aber wird zu Hause die Weihnachtsbescheerung aufgebaut und die Lichter der Weihnachtstanne angezündet, die den heimkehrenden Kindern dann hell und freudig in die geblendeten Augen strahlen. Jeder Fremde, welcher nach Eisenberg in der Weihnachtszeit kommt, erfreut sich an dem hübschen, lieben Anblick; das Eisenberger Stadtkind aber, das sein altes Heimathsstädtchen, auch wenn er weit hinaus kommt in die fremde Welt, in treuer Liebe im Herzen trägt, erinnert sich gern an die Zeit, da auch er, das brennende Laternchen in der Hand, ein glückliches Kind unter glücklichen Kindern, auf dem dunklen Marktplatze umherwandelte, und mit dem Lichtglanze der Kinderlaternchen steigt hell und licht wieder vor ihm auf die Jugendlust der Heimath und der vergangenen Kindheit. — —

Eines Tages nun, als Bastian noch ein halbes Jahr dem Teufel zu dienen hatte, kam dieser selbst zu ihm und schenkte ihm die noch übrige Zeit, weil er wohl einsah, daß er Bastians Seele nicht gewinnen könne. Dafür sollte aber Bastian in seiner Bärenhaut, jedoch mit vielem Gelde versehen, zum Doctor Urian gehen, sich diesem, da derselbe für seine Processe keinen Advocaten mehr finden konnte, als Rechtsbeistand anbieten und zum Lohn für seine Dienste sich eine seiner drei Töchter zur Frau ausbitten. Dies that denn auch unser

Bastian, und, wie ihm der Teufel vorhergesagt, Doctor Urian war höchst erfreut, einen Mann, wie ihn, gefunden zu haben, und versprach ihm, als er gar die Menge Geld des Bärenhäuters sah, mit Freuden eine seiner Töchter zur Frau. Nun wollte aber keine von diesen den häßlichen Bärenhäuter zum Manne haben, bis endlich die jüngste und schönste von allen Dreien, aus Liebe zu ihrem Vater, sich dazu entschloß. Da wusch und kämmte der Teufel dem Bastian am Malzbache höchsteigenkrallig Bart und Hauptbaar, wusch ihn hübsch blank und rein, putzte ihn schön und gab ihm statt der Bärenhaut herrliche Kleider und vieles, vieles Geld. Bastian aber ging nun, so geputzt, wieder zu seiner Braut und deren Schwestern, die es gar nicht glauben wollten, daß aus dem garstigen Bärenhäuter so ein schöner, junger Mann geworden sei. Bastian und seine Braut aber waren herzensfroh und feierten bald fröhliche Hochzeit. Die beiden Schwestern aber, die den reichen und schönen Bräutigam ausgeschlagen hatten, ärgerten sich so sehr, daß sich die Eine aus Neid und Wuth im nassen Walde erhängte, die Andere aber sich in die Schöppe stürzte. Der Teufel aber triumphirte doch; denn er hatte statt einer Seele deren zweie gewonnen.

Die neun Aecker in Eisenberg.

Die nördlich von der Stadt Eisenberg oberhalb der sogenannten Weiden- oder Schneckenmühle liegenden Felder werden im Volke die neun oder unrichtiger Weise auch die neuen Aecker genannt. Neu sind sie nicht; denn vor uralter Zeit waren sie schon da und sind vielmehr herzlich alte Felder; aber neun Aecker sind es, und zu dieser Benennung sind sie auf folgende Weise gekommen:

Vor vielen Jahren, als noch nach des Kaisers Karolus des Fünften hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung der Menschen Sünden im heiligen deutschen Reiche abgeurtheilt und bestraft wurden, da hatte sich zu Eisenberg ein Ehemann mit einer hiesigen Jungfrau nicht so betragen, wie diese es mit ihrer Ehre, jener es vor seiner getreuen Ehegattin verantworten konnte. Als nun über beide Missethäter peinlich Gericht gehalten werden sollte, da war der treulose Ehemann heimlich bei Nacht und Nebel abgereist; die Jungfrau aber ward vor Gericht gestellt und nach Fug und Recht zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Da ward denn auf jenen Feldern nahe an der Stadt, oberhalb der Schneckenmühle, das Schaffot errichtet und der neue Scharfrichter, welcher ein wackrer Künstler in seinem Fache war, gedachte an der Delinquentin sein Meisterstück zu machen. Zudem war die arme Sünderin von wunderbarer Schönheit, welche sogar das harte Herz des Nachrichters so rührte, daß er sich gelobte, die rauhen Hände seiner Knechte wenigstens sollten das schöne Mädchen nicht berühren. Als er nämlich kunstgerecht den Kopf der Armen auf einen Streich heruntergeschlagen hatte, nahm er sogleich ein Stück grünen Rasens, deckte es, noch ehe das Blut den Adern entströmte, fest auf den Rumpf der Enthaupteten und, indem er mit starker Hand den Leib derselben ergriff, führte er sie herab vom Schaffote bis zu dem lohenden Scheiterhaufen, der ihren entseelten Leib in seinen Flammen begraben sollte. Ohne Kopf schritt so der blutige Rumpf an der Seite des Scharfrichters dahin durch das entsetzte, schreiend davonfliehende Volk bis zum nahen Holzstoße. Neun Aecker Landes war der Weg lang, neun Aecker durchschritt der unerschrockene Scharfrichter mit dem kopflosen Leibe, den er, am Scheiterhaufen angekommen, kräftig in die züngelnden Flammen schleuderte.

Jene neun Aecker aber, welche die Leiche durchschritt, schenkte die Stadt dem Meister für seine That und noch heute heißen sie im Volke die neun Aecker.

Markgraf Eckberts Tod.

An der Straße von Eisenberg nach Hartmannsdorf nicht weit hinter dem Dörfchen Cursdorf liegt am Raudabache die Weißenmühle, in deren Garten noch jetzt ein uraltes, verwittertes Steinkreuz steht, in welches ein Schwert eingehauen ist. Der alte Stein aber ist errichtet zur Erinnerung an den Tod des tapfern Markgrafen Eckbert III. von Meißen, welcher einst hier schändlich erschlagen worden ist.

Anno 1090 nämlich kam der ritterliche Markgraf auf einer seiner Rundreisen durch seine Gaue, wie er deren öfters anzustellen liebte, in die Nähe von Eisenberg und kehrte, da es Abend ward, in einer Mühle ein, nicht weit vom Städtlein, um dort mit seinem kleinen Gefolge nach scharfem Ritte Nachtruhe zu halten. Nun lag aber Herr Eckbert in schwerer, langwieriger Fehde mit seinem Herrn und Kaiser, Heinrich IV., welcher den tapfern Vasallen fürchtete und ihm nach dem Leben trachtete. Der Markgraf aber hatte keine sonderliche Angst vor dem Kaiser, sondern war bereit, im offnen Kampfe den Mannen des Kaisers entgegenzutreten und gedachte, in ehrlichem Streite gar wohl mit ihm fertig zu werden. Denn an Hinterlist und Verrath dachte der tapfere Kämpe nicht, weil er dafür seinen Kaiser viel zu edel und hochherzig hielt. Kaiser Heinrich aber war nicht so ehrlich gesinnt, als es sich der Markgraf gedacht hatte, sondern ließ von seinen Reitern die stille Mühle, da Herr Eckbertus in

Frieden und ohne Sorgen Rast hielt, heimlich umzingeln und den Wehrlosen im Schlafe meuchelmörderisch niederstechen.

Von solch schimpflicher Heldenthat Kaiser Heinrichs IV. meldet der alte Stein im Garten der Weißenmühle.

Die Zwerge in der Raudamühle.

Das war doch vor Zeiten gar zu herrlich und prächtig mit den kleinen, dienstfertigen Kobolden und Zwergen, den gutmüthigen Gnomen und Alraunen, die, wie zu Köln die kleinen Heinzelmännchen, Glück und Wohlstand in jedes Haus brachten und alle unliebe Arbeit hurtig selbst thaten oder sie wenigstens wohl gelingen ließen. Allein Neugierde und Muthwille haben all die friedlichen, geschäftigen Geister verscheucht; mit schweren Flüchen gegen das boshafte Menschenvolk haben sie sich wieder tief hinein in den Schooß der guten Erde, ihrer schützenden Heimath, auf Nimmerwiederkehr zurückgezogen.

So lebten und schafften auch in der Raudamühle vor langen Jahren eine Menge gefälliger Zwerglein, die Haus und Vieh wohl in Stand hielten und Allem Gedeihen und Segen brachten. Denn sie merkten wohl auf und waren wachsam Tag und Nacht; wo Etwas versehen war, da thaten sie es heimlich nach; wo Etwas geschehen mußte, da war es über Nacht gethan und Niemand wußte, wie es gekommen war. Sie sorgten dafür, daß dem Vieh nichts passirte, daß in der Mühle Alles blank und im Stande war; sie machten es, daß das Mehl schön weiß wurde und das Getreide so viel Mehl gab, wie in keiner andern Mühle; sie regten und plagten sich, daß das Wasser zum Mahlen niemals ausging: kurz sie waren überall, vergaßen Nichts und besorgten Alles gut und trefflich. Dafür aber ver-

langten sie auch, daß ihnen stets zur rechten Zeit in reinlichen Schüsseln etwas Obst und ein kleines, nicht zu hartes und schön gelbes Brödchen an einen besondern Ort gestellt wurde, und die Müllersleute thaten allzeit gern und willig das Alles; denn sie wußten, daß sonst die guten Kobolde sofort die Mühle verlassen würden. Auch, wenn Kuchen gebacken wurde, mußte ihnen ein Stück vom Besten gegeben werden; sonst thaten sie Müller und Gesellen allerlei ärgerlichen Schabernack an. Nur den Kümmel im Brode konnten sie nicht leiden, denn davon wurden sie krank und starben sogar, und man konnte ihr Aechzen und Stöhnen die ganze Nacht in der Mühle hören. Dies wußten nun zwar die ganzen Mühlenbewohner; allein die junge Müllerin wollte aus Neugierde gar zu gern einmal die kleinen Zwerge sehen und setzte denselben in der Hoffnung, die Kleinen würden doch nicht gleich das Haus verlassen, ein niedliches gelbes Brödchen vor, in das sie eine Menge Kümmelkörner gefüllt hatte. Allein in der Nacht wurden alle Zwerglein, die von dem Brode gegessen hatten, heftig krank; die ganze Nacht stöhnte und ächzte es in der Mühle, auf dem Boden und in den Kammern, wie von zahllosen piependen Mäusen, und schon in der nächsten Nacht packten die Zwerge ihr Hab und Gut zusammen und verließen Alle die Mühle, in der man sie so schlimm behandelt hatte. Da half nun freilich kein Weinen und Wehklagen der vorwitzigen Müllerin; denn keine Reue brachte die guten Zwerge wieder zurück, mit denen Wohlstand und Segen auf immer von der Mühle gewichen war.

Die vier Spieler in Seifartsdorf.

In Seifartsdorf waren einmal vier Spieler, die all ihr Hab und Gut verspielten und verpraßten und Weib und Kinder

darüber verderben ließen. Da trat noch, ehe es ganz zu spät war, der Engel Gottes noch einmal an sie heran, klopfte an ihr Herz und drängte sie, abzulassen von ihrem Treiben. Und wirklich! Drei von den Spielern wiesen den anklopfenden Gottesboten nicht zurück, sondern kehrten um von ihren Wegen, wandten sich wieder der Arbeit und ihrer Familie zu und wurden brave, tüchtige Leute. Der Vierte aber verharrte bei seinem sündigen Treiben, ließ nicht ab von Spiel und Trunk und gerieth immer tiefer in Laster und Elend. Da trat eines Abends geräuschlos ein unbekannter, unheimlicher Kriegsmann in das Zimmer der Schenke, wo der Spieler eben hitzig würfelte und Viel dazu getrunken hatte. Der Fremde war angethan wie ein wilder, bärtiger Reitersmann, trug ein buntes Wamms und einen kostbaren, langen Raufdegen an der Seite, hatte ein schlampiges Hütlein auf dem Kopfe und lange, rothe Federn daran und einen weiten, faltigen Mantel um; auch hinkte er ein Weniges, was er aber geschickt zu verbergen suchte. Der Fremde setzte sich zu dem Spieler, trank ihm zu und begann mit ihm zu würfeln. Anfangs hatte der Reitersmann Unglück und verlor; doch bald ward es umgekehrt, er gewann bald alles Geld des Spielers bis zum letzten Heller. Doch Dieser ließ sich noch nicht warnen. Bald hatte er auch in fieberhafter Spielwuth sein ganzes Hab und Gut, Haus und Hof und Feld an den Fremden verloren. Doch auch Das war nicht genug. Zuletzt setzte er sein Leben und seine Seele auf einen Wurf und der Andere nahm es an. Elf Augen warf der Spieler und schon glaubte er das Spiel gewonnen; der unheimliche Partner aber schüttelte ruhig den Becher, wie mit Donnergrollen rollten die Würfel auf den Tisch. Zwölf Augen hatte er geworfen und das Spiel gewonnen!

Da ward es plötzlich still in der Stube, dann aber ging

ein Sausen und Brausen durch das Haus, daß es in seinen Grundfesten erbebte. Der unheimliche Fremde aber ergriff mit krallender Hand den unglücklichen Spieler, schlug seinen weiten Mantel um ihn und fuhr unter Donner und Blitz mit ihm durch die Stube hinauf in die Luft.

Draußen aber vor dem Dorfe fand man am andern Morgen des Spielers Kleider; dort hat er ihn zerrissen und ist mit ihm auf und davon gefahren.

Die blutige Hand an der Fichte.

Auf der sogenannten Haide, einer weiten, einsamen Felderstrecke, liegt in der Nähe des Dorfes Walpernhain oben auf einsamer Höhe, weit hinaus sichtbar, eine verlassene Fichte, ganz allein in der kahlen Gegend, die sich weithin bis zum Horizonte ausdehnt. Dort ist es Nachts nicht geheuer; Niemand geht dort gern zur Nachtzeit vorüber, und der Verirrte erschrickt, wenn der einsame Baum plötzlich vor ihm emportaucht. Da zeigt sich bei dunkler Nacht in den Zweigen des gespenstischen Baumes eine blutige, abgeschlagene Hand, die eine röthlich flackernde Laterne hält und über deren Stumpf unheimliche, blutige Tropfen rieseln. In alter Zeit mag dort wohl ein armer, einsamer Wanderer von räuberischem Gesindel in der verlassenen Gegend überfallen sein, und in vergeblichem, heißem Kampfe hat ihm einer der Strauchdiebe die Hand abgeschlagen. Dann ließen sie ihn liegen, und der alte Baum vernahm den Fluch und den letzten Seufzer des verlassenen Sterbenden; oder sie gruben ihn rasch und eilig ein auf öder Haide unter dem einsamen, rauschenden Fichtenbaume. Und wenn auch die Seele des Ermordeten längst zum Frieden einging, so irrt doch noch blutig und ruhe-

los die abgeschlagene Hand in dunkler Nacht an der Stätte der längst vergessenen Unthat.

Die Gespensterhochzeit im wüsten Dorfe Scortowe.

Es hat einmal — doch das ist nun lange, lange Zeit her — im Schortenthale bei Eisenberg ein uraltes Wendendorf gestanden, deß Name war Scortowe. Nun aber ist's seit manchem Jahr eine Wüstung worden und von ihm Nichts mehr zu sehen. Früher jedoch ist es oft geschaut worden in geweiheter Nacht zur rechten Stunde, mitten im Schortenthale auf grüner, stiller Waldwiese. Jetzt aber kann es Niemand mehr erblicken, weil es erlöset ist von dem schweren Banne, nach welchem es den Menschenkindern mußte sichtbar werden in heiliger Nacht, in jedem zehnten Schaltjahre. —

Da war vor manch liebem Jahr ein braves, armes Mädchen in Eisenberg, die war mit ausgewanderten Protestanten aus Salzburg gekommen und war da geblieben bei mitleidigen Leuten. Eines Abends, als es schon dunkelte, wurde sie ausgeschickt, noch etwas Futter aus dem Schortenthale zu holen und, da sie sich nicht fürchtete, machte sie sich rüstig auf und schritt furchtlos durch den abendstillen, rauschenden Wald, bis sie ungefährdet nach der Wiese im Schortenthale kam, wo sie das nöthige Futter zu holen pflegte. Doch anstatt der Wiese sah sie ein altes, ihr unbekanntes Dorf, dessen Namen sie nicht kannte, vor sich liegen, aus dessen kleinen, altmodischen Häusern freundliches Licht herausschimmerte. Anfangs zwar war sie erschrocken und ängstigte sich sehr; doch bald faßte sie sich ein Herz, klopfte bescheiden an die Fenster des ersten, hell erleuchteten Häuschens, fragte nach dem Wege und wo sie sei, und bat, da

sie recht hungrig und durstig war, um ein Stückchen Brod und einen Trunk Wasser. Ein alter Mann mit weißem Barte und in seltsamer Tracht öffnete das Fenster und hieß das Mädchen eintreten. Aengstlich folgte sie dem Geheiß und trat in die niedrige Stube, in welcher eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft versammelt zu sein schien. Bescheiden grüßte sie und wiederholte ihre Bitte, worauf der alte Mann, der sie eingeladen, sie freundlich niedersetzen hieß und ihr in seltsam geformten Schüsseln und Bechern Speise und Trank reichte. Ueberhaupt war Alles in der ganzen Stube wie aus alter, längstvergangener Zeit; Schüsseln und Geräthe, Tisch und Stuhl, Alles war so wunderlich fremd und unbekannt; alle Gäste trugen so seltsame, verschollene Gewänder, so altmodisch bauschige und geschlitzte Kleidung; die Braut war angethan wie eine Nonne mit langem, wallendem Schleier und ernster Klostertracht, der Bräutigam dagegen trug wie ein Rittersmann einen kostbaren, gold- und silbergestickten Waffenrock und hatte einen langen, funkelnden Degen an der Seite und eine mächtige, goldene Ehrenkette auf der Brust.

Der alte Mann forschte das Mädchen theilnehmend über ihre Lage und Verhältnisse aus und, als er sich von ihrer Armuth und ihrem guten, braven Herzen überzeugt hatte, sprach er lange mit dem Bräutigam in fremder, unbekannter Sprache. Darauf trat der Ritter sichtlich erfreut zu ihr und sagte: „Habe Dank, mein Kind, daß Du gekommen bist; nun ist uns bald ewige Freude und Ruhe beschieden."

Dann begann der Hochzeitstanz, sonderbar-wunderliche Musik zu seltsamen Tänzen, die das Mädchen niemals getanzt hatte. Nur bisweilen kam ein ihr bekannter Tanz an die Reihe, den sie stets mit dem stattlichen Bräutigam tanzte, bis endlich ein merkwürdiger Tanz begann voll der wunderlichsten Sprünge und Drehungen.

Da plötzlich, mitten im heitern, ausgelassenen Drehen ward es ruhig und still; — zwölf Horntöne schallten geisterhaft dröhnend durch die Nacht, dann war's wieder still und Alles verschwand mit einem Male, die fröhliche Gesellschaft, die lustigen Spielleute, die alten, sonderbaren Tische und Geräthe, das ganze seltsame Dorf.

Wie das arme Mädchen sich bestürzt umsah, stand es wieder allein in dunkler Nacht auf der stillen Waldwiese und wußte nicht, wie ihr geschehen war. Schnell eilte sie nach Hause und fand dort in ihrem Korbe ein Barett, das, wie sie sich erinnerte, der stattliche Bräutigam getragen hatte. In dem Barette lagen mancherlei alte, schwere Gold- und Silbermünzen und ein zusammengerolltes, vergilbtes Pergamentblatt, darauf stand in alter Mönchsschrift also geschrieben:

„Der Ritter Siegbert von Hainsburg hat im Jahre 1400 das edle Fräulein Elsbethe von Kunitzburg aus dem Nonnenkloster zu Eisenberg entführt, sich mit derselben bei einem einverständigen Klosterhörigen im Dorfe Scortowe trauen lassen und bis an sein seliges Ende mit ihr ein fröhliches und glückliches Leben geführt. Dies wurde ihnen aber nach ihrem Tode als schwere Sünde angerechnet, und sie mußten hundert Jahre voll Qual im Fegefeuer zubringen. Dann aber, nachdem das Kloster längst eingegangen und das Dorf Scortowe im dreißigjährigen Kriege verwüstet worden war, mußten sie zur Strafe für ihre Sünde in jedem zehnten Schaltjahr am Tage des Vollmonds, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht, an demselben Orte eine Scheinhochzeit halten, bis ein armes, aber tugendsames und furchtloses Mädchen drei Stunden vor Mitternacht hinzukommen und um Etwas bitten würde. Viele Jahre und dreiunddreißig Schaltjahre sind seitdem vergangen, viele Leute haben das wüste Dorf gesehen, aber noch hat kein braves

Mädchen sich ihm in geweihter Stunde allein zu nähern gewagt. Betet ein Ave Maria für unsere ruhelosen Seelen!"

So hatte das brave, muthige Mädchen das arme Paar erlöst und ihnen zur Grabesruhe verholfen. Der Segen dieser That aber blieb nicht aus, sondern zeigte sich ihr ganzes glückliches Leben hindurch; es war, als hätten die durch sie zur langersehnten Ruhe eingegangenen Geister im Dorfe Scortowe stets dankbar über sie gewacht und sie treulich behütet und bewahret.

Die Buchheimer Wahrzeichen.

An der östlichen Mauer der Kirche zu Buchheim ist eine Brezel auf einem Paßglase oder Kruge in den Stein gehauen, ein seltsames Symbol für eine so heilige Stätte. Die ist aber auf folgende Weise dort hingekommen:

Früher stand das Seitengebäude eines nahen Gutes so dicht an der Kirche, daß ein Theil des Hauses auf der Kirchhofsmauer stand. Buchheim aber hat von Alters her, als noch dort die Kapelle es heiligen Laurentius stand und viel Volks alljährlich nach derselben wallfahrtete, einen großen und besuchten Jahrmarkt gehabt, zu welchem von Nah und Fern Käufer und Verkäufer herbeiströmten. Da hat es sich nun gefügt, daß in dem Theile des Gebäudes getanzt worden ist, welches auf der Kirchhofsmauer dicht an der Kirche liegt, so daß die alte Kirche und die weißen, bleichen Leichensteine und Kreuze und all die kleinen, grünen Grabhügel mit ihren stillen Schläfern in das tolle, üppige Treiben der Tanzenden, der stille Tod in das wilde Leben hereingeschaut hat.

Daher stammen Brezel und Glas auf der Kirchhofsmauer, die Buchheimer Wahrzeichen.

Die Laterne in der Abtei.

Wenn man des Abends bei dunkler, sternenloser Finsterniß durch die Abtei, den fruchtbaren Landstrich, durch welchen der Wethaubach lustig dahinfließt, einsam und allein dahin wandert, sieht man oft drüben am Walde oder auch im freien Felde ein helles Licht, wie von einer Laterne, als Begleiter nebenher wandeln. Langsam und ruhig zieht das Licht eine Strecke Weges neben dem nächtlichen Wanderer her, bis es endlich fern im Walde oder plötzlich mitten im Felde verschwindet, ohne daß man weiß, wohin es gekommen ist. Es ist kein Irrlicht, das uns durch seinen bläulichen Schein trügerisch in Sumpf und Moor lockt, sondern ein freundliches, mildes Licht, das Jeder dort zu Lande kennt und vor dem sich Keiner fürchtet.

Einstmals nämlich, als es im deutschen Reiche noch nicht so gute, gebahnte Wege und Chausseen gab, wie heutzutage, da führte durch die Abtei die alte Reichsstraße, welche an dieser Stelle die Weinstraße hieß und noch jetzt so genannt wird. Sie verband Nord- und Süddeutschland, war also ein höchst wichtiger Handelsweg, nichtsdestoweniger aber der schlechtesten und jämmerlichsten Straßen eine weit und breit im ganzen Lande, so daß die Fuhrleute ihre liebe Noth hatten, nur mit heilem Geschirre davon zukommen. Nun fuhr einmal in einer dunkeln, stürmischen Nacht ein fremder Fuhrmann noch spät mit seinem schwerbeladenen Wagen des Weges daher; allein, da er den Weg nicht kannte und die dichte Finsterniß der Nacht auch nicht die nächsten Gegenstände deutlich unterscheiden ließ, so stürzten Pferd und Wagen in einen tiefen Graben voller Sumpf und Morast, aus dem sie nicht wieder sogleich herauszubringen waren. Da that der ärgerliche Fuhrmann ob des Unfalls einen so schreck-

lichen Fluch und stieß so furchtbare Drohungen aus, daß er zur Strafe jede Nacht, wenn Weg und Steg dunkel und finster ist, mit seiner Laterne einsamen Wanderern und Fuhrleuten leuchten und sie treulich begleiten muß.

So wandert er denn jede Nacht, wenn der Mond verhüllt ist und die Sterne nicht am Himmel stehen, ruhelos mit seinem Lichte durch Wald und Feld, bis ihn einst Gott erlösen wird von seiner Qual und ihn schlafen gehen heißt nach langer, mühseliger Irrfahrt.

Klengel.

Mitten im Walde an der Straße, welche von Serba nach Klosterlausnitz führt, stand vor alten Zeiten eine Kapelle des heiligen Jacobus, die zu dem Dorfe Rauschwitz in der Abtei gehörte und in welcher von dem Pfarrer zu Hainspitz Gottesdienst gehalten wurde. Da nun aber die Jacobskapelle sehr weit von dem Dorfe im tiefen Walde versteckt lag, so hätten die Bewohner von Rauschwitz den Klang der Glocken, die zur Kirche riefen, nicht hören können. Deshalb hatte man halbwegs auf einem Häuschen zwischen beiden Dörfern eine Glocke aufgehangen, deren Läuten man im Dorfe ganz gut vernehmen konnte. An der Stelle aber, an welcher das Gotteshäuschen stand, erhob sich später ein kleines Dörfchen um dasselbe herum, erhielt seinen Namen nach dem Glockenhause, wo man zur Kirche geläutet oder geklingelt hatte, und noch heutzutage steht das Dorf und heißt: „Klengel.“

Die Heilquelle zu Haußen.

Zu Haußen auf der Höhe unweit Hohendorf war man früher in großer Noth, woher man das Wasser auf den steilen Berg, auf welchem das nunmehr längst von der Erde verschwundene Dorf lag, hinaufbekommen sollte. Denn auf dem steinigen Felsen ließ sich nicht eine einzige Quelle entdecken und, wollte man nicht verdursten, so mußte man die edle Gottesgabe gar weit herholen und mühsam den steilen Berg hinauftragen lassen. Daher war von den Einwohnern des Dorfes gar oft dem lieben Gott inbrünstig die Bitte vorgetragen worden, doch dem starren Felsen quellendes Wasser zu entlocken, wie einst Moses an den Stein geschlagen, daß Wasser hervorgesprudelt war. Da geschah es nun im Jahre 1230, daß zu Haußen dem heiligen Rochus eine schöne Kapelle erbaut worden und Bischof Engelhard von Naumburg herbeigekommen war, das Kirchlein einzuweihen und zu segnen. Als nun der Bischof eben die Messe las und recht aus tiefstem Herzen Gott den Gnadenreichen um Segen für Dorf und Kirche anflehte, da erbarmte sich der Herr des heißen, innigen Gebetes, und als die Beter heraustraten aus dem kleinen Gotteshaus in das viel größere und herrlichere, die freie, schöne Sommerwelt, siehe, da war nahebei eine starke und mächtige Quelle reinen und klaren Wassers voll seltsam stärkender Kraft entsprungen, die lange Zeit eine Quelle der Genesung und der Kräftigung ward für zahlreiche Kranke und Leidende, die bei ihr und durch sie Heilung und Gesundheit suchten. Jetzt aber ist sie lange schon versiecht und von dem Dorfe, das manch Jahrhundert lang schon eine Wüstung geworden, ist keine Spur mehr zu finden.

Jacobseiche und Jacobswiese bei Klosterlausnitz.

Nicht weit von Klosterlausnitz, fast in der Mitte der von Eisenberg dorthin führenden Waldstraße, steht am Wege ein hoher Eichbaum, einsam unter den Fichten und Tannen rings um ihn, die uralte, mächtige Jacobseiche, deren starker Stamm zwar schon von Sturm und Wetter völlig ausgehöhlt, deren gewaltige Wipfel aber noch immer in grünem, weithin schattendem Blätterschmucke rauschen. Hinter der Jacobseiche tief drinnen im Walde liegt die Jacobswiese oder, wie sie das Volk nennt, die Jobstwiese, ein grünes, lauschiges Plätzchen, rings umgeben von tiefdunkelm, herrlichem Nadelwalde. Auf dieser Wiese stand vor uralter Zeit eine Kapelle des heiligen Jacobus, die nun lange schon zerstört und in Schutt und Trümmer gesunken ist. Nur wenige Steine und moosbewachsene Trümmer bezeichnen den Ort, wo einst der alte Bau gestanden hat. Ringsum aber ist die ganze Gegend um Wiese und Eiche ein gar verrufener, unheimlicher Ort, zumal bei Nacht, wenn der Wald so schauerlich rauscht, der Wind die ächzenden Tannen hin und her biegt und hoch oben wunderliche, seltsam vom Mondenlichte beschienene Wolkengestalten am Nachthimmel dahinjagen.

Da hört man wohl ein fernes, dumpfes Glockenläuten aus der verlorenen Waldkapelle, die so lange schon dahingesunken, und die Töne klingen mahnend und ernst, voll und feierlich durch Nacht und Waldesrauschen, wie als läuteten drinnen im erhellten Kirchlein die Mönche einem todten Bruder zur letzten Ruhe. Dann sieht man auch goldigrothe Lichter flimmern durch die düstern Bäume und ein Kirchlein strahlt hindurch, licht und glänzend wie bei feierlicher Todtenmesse. Seine Thüren thuen sich leise und geräuschlos auf, und heraus

schreitet in langsamem, ernstem Schritt ein kleiner, gespenstischer Leichenzug; weißbärtige, alte Mönche in schwarzen, verschollenen Kutten tragen einen dunklen Sarg, auf welchem ein leuchtendes Christusbild liegt, stumm und traurig zum Wald, hinein in's letzte, stille Bett in grüner Erde. Auch blaue, hüpfende Flämmchen sieht man irrlichterhaft einen gespenstischen Tanz tanzen und einen mächtigen Bären mit wilden, funkelnden Augen.

Es ist ein unheimlicher, einsamer Fleck voller Geister und Nebelgestalten, Gespenster und Irrlichter. Und wenn des Nachts ein Wagen daherrollt oder ein Reiter vorbeisprengt, dann wird bisweilen Roß und Wagen wie von Zaubermacht fest auf einen Platz gebannt, und nur ein kräftiges Reimsprüchlein oder Stoßgebet vermag den Bann zu lösen. Doch auch den nächtlichen Wanderer äfft oft trügerischer Spuk. Denn er sieht um Mitternacht an den Zweigen des Baumes weiße, vom Monde beschienene Wäsche aufgehängt, welche die Geister des Waldes dort nächtlich im Mondenscheine trocknen. Aber wehe dem Vorüberwandernden, dem es gelüsten sollte, die Wäsche herabzunehmen; dann lohnt Gespensterspuk den Diebstahl mit schwerer Strafe.

So nahm sich einmal ein armer Holzhauer, der mit seinem Schubkarren des Weges daher kam und unbewacht die weiße Wäsche hängen sah, in einem Sacke einige der besten Stücke mit nach Hause. Aber die Wäsche wurde mit jedem Schritte schwerer und schwerer, je weiter er sich von der Jacobseiche entfernte, und zuletzt konnte der arme Mann den Karren kaum noch von der Stelle bewegen. Als er endlich nach Hause kam und den Sack öffnete, um die Wäsche herauszuholen, siehe, da sprang statt der eingepackten Wäsche ein Mann heraus, der sich ganz ungenirt an den Ofen setzte und nicht von der Stelle wich, obwohl ihn das ganze Dorf und besonders der Pfarrer mit heiligen Sprüchen zu verbannen suchte. Erst nach langer

Zeit gelang es dem Scharfrichter von Zeitz, einem in der schwarzen Kunst sehr erfahrenen Manne, durch eine Bannformel das hartnäckige Gespenst zu vertreiben. Dieses aber soll ein ungerechter Richter gewesen sein, der zur Strafe für seine im Leben begangenen Betrügereien nach seinem Tode auf die Jacobswiese verbannt worden war und nun auch noch als Geist den Leuten Böses zufügte. —

Daher ist es nun Jedem zu rathen, welcher des Nachts bei der alten Jacobseiche vorüber muß, nicht hinüberzuschauen nach der Geisterkapelle, die dort um Mitternacht sichtbar wird, und Nichts von der bisweilen an dem Baume aufgehängten Wäsche mit sich fortzunehmen, damit sich nicht die Geister an dem Frevler rächen durch allerlei gespenstischen Schabernack.

Die Entstehung von Klosterlausnitz.

Vor vielen Jahren war an der Stelle, wo sich jetzt das freundliche Dorf Klosterlausnitz erhebt, Nichts weiter, als tiefer, dichter Wald, düster und wild, ohne wogende Felder und saftige Wiesen. Still und ruhig war's rings in der Runde; nur der Wind fuhr bisweilen durch die grünen Wipfel, daß sie leise erschauerten und rauschten, und die muntern Waldvögel sangen ihre Lieder von den Zweigen; Waldeinsamkeit und Frieden war überall, und nicht Lärm, noch Streit klang draußen von der tosenden Welt herein in den stillen Wald.

Da kam um das Jahr 1116 eine Wittwe von Thüringen, Namens Kuniza, deren Gemahl nach glücklicher, kinderloser Ehe gestorben war, zu ihrem Verwandten, dem Ritter Gerhard, dem Burgvogte von Kamburg, und bat ihn, ihr ein Stück Waldes zur Stiftung eines Klosters abzutreten, in welchem

sie ihr Ende im Dienste Gottes erwarten könne. Als ihr nun der Burgvogt erlaubte, sich in den Waldungen des Stifts einen Platz, wie sie ihn wünschte, auszusuchen, wanderte die fromme Kuniza freudig in den Wald hinein. Nach geraumer Zeit hörte sie die Töne eines Glöckchens hell und klar durch die alten Tannen herüberklingen und sah bald eine einsame Hütte vor sich, in welcher ein Einsiedler, Namens Sigbodo, wohnte. Dort beschloß sie, ihre Hütte zu bauen und ein Kloster zu errichten, in welchem sie, abgeschieden von Welt und Menschen, nur ihrem Kummer um den verstorbenen Gemahl und dem Dienste Gottes leben wollte. Nach und nach wuchs die Stiftung der frommen Kuniza mehr und mehr, und so entstand an Stelle der schlichten Einsiedlerhütte im Laufe der Zeit das Kloster und Dorf Klosterlausnitz.

Die Kreuzsteine in Klosterlausnitz.

Wo jetzt der Gasthof zu Klosterlausnitz steht, da lagen früher dicht am Wege drei alte, verwitterte Kreuzsteine viele Jahrhunderte lang. Die Steine aber erinnern an die letzten Nonnen des nun verlassenen Klosters, welches lange Zeit in Klosterlausnitz bestanden hat.

Als nämlich das Kloster im Dorfe längst schon verödet und verlassen war, waren zwei fromme Nonnen, Farnesia und Anoetnezza, zurückgeblieben, die hatten beschlossen, nicht von ihrem Kloster bis an ihr Ende zu lassen. Das Volk aber ließ sie ruhig gewähren; denn sie waren fromm und mild, pflegten die Kranken und halfen den Nothleidenden, die ihre Hülfe suchten. Eines Nachmittags im Sommer nun, so gegen Abend hin, gingen die beiden Nonnen aus dem Kloster in das Dorf,

einen Kranken zu besuchen. Allein noch ehe sie das Kloster verließen, zog sich ein schweres Gewitter am Himmel zusammen und Donner und Blitz krachten und zuckten ängstlich und schrecklich. Die frommen Nonnen aber ließen sich von ihrem Gange nicht abhalten; unerschrocken und muthig, wie Solche, welche wissen, daß sie unter Gottes Schutze stehen, schritten sie das Dorf hinauf. An der Stelle aber, wo die alten Kreuzsteine standen, da schoß ein furchtbarer Blitzstrahl zur Erde herab und traf die beiden letzten Nonnen, so daß sie todt neben den Steinen niedersanken.

Jetzt sind die alten Steine freilich lange schon verschwunden; aber manches Jahr standen sie und bezeichneten die Todesstätte der letzten Nonnen aus dem verlassenen Kloster zu Lausnitz.

Die Schätze in Klosterlausnitz.

Als sich Doctor Martin Luthers Lehre über die Welt verbreitete, drang auch in die Klöster zu Mönchen und Nonnen das Licht seines wahren Wortes, und Viele wandten sich ihm zu, verließen die trüben Klostermauern und hingen ihm an, so daß viele der auf diese Weise leer gewordenen Klöster endlich ganz eingingen. So geschah es auch mit dem Kloster zu Lausnitz. Mönche und Nonnen zerstreuten sich in die weite Welt und, wer nicht scheiden mochte von dem Kloster und seinen stillen Frieden, den trieb das aufgebrachte Volk hinweg. Bevor sie sich aber zum Auswandern entschossen, gruben sie Alles, was sie an Kleinodien und Kostbarkeiten nicht mit sich fortnehmen konnten, tief und sicher unter die Erde des Klosterkellers, damit das gottgeweihte Geräth nicht in Ketzerhände falle. Da sollen damals eine kostbare, goldene Monstranz, ein silberner Sarg,

ein Hut von Silber und viele andere Kostbarkeiten im Keller des Klosters verscharrt worden sein und bis heute noch liegen, auf den Glücklichen wartend, der sie an das Licht zu heben und zu gewinnen vermag. Auch Herzog Christian von Eisenberg war von seinen Geistern auf sie aufmerksam gemacht worden und ließ lange Zeit vergeblich den Keller nach ihnen durchsuchen und durchwühlen. Gefunden aber hat er sie nicht und sie harren noch heute der Erlösung aus Nacht und Tiefe.

Hermsdorf.

An der Stelle, wo jetzt das große, stattliche Dorf Hermsdorf steht, lag vor langer Zeit mitten im Walde an der alten deutschen Reichsstraße ein einsames Waldwirthshaus „zum schwarzen Bär im grünen Walde“. Ringsum aber wohnten zerstreut bei ihren Meilern nur wenige arme Köhler, die friedlich und genügsam ihre Kohlen brannten. Da beschlossen einmal zwei Herrinnen von Schön-Gleina eine bußfertige Wallfahrt nach der wunderkräftigen Kirche zu Sanct Gangloff zu unternehmen und zogen zu Fuße und ohne Begleitung, wie es frommen Pilgerinnen wohl zukommt, ihres Weges nach dem Gnadenorte. In der Gegend des einsamen Gasthofes aber überfielen sie einige Wegelagerer, die ein großes Gelüste nach den reichen Gaben hatten, welche die Fräulein bei sich trugen, um sie auf dem Altare des heiligen Gangloffs niederzulegen, und suchten sie derselben gewaltsam zu berauben. Allein auf den Hilferuf der angegriffenen Pilgerinnen eilten die Leute aus dem Gasthofe und die umwohnenden Köhler herbei, schlugen die Räuber in die Flucht und befreiten die arg geängsteten Fräulein. Da riefen dieselben in freudigem Danke für ihre Rettung: „Hieher

muß Dorf, hieher muß Dorf!" und versprachen ihren Rettern, nach ihrer Rückkehr von der Wallfahrt ihnen ihre Hülfe reichlich zu lohnen und Geld und Feld, so viel sie wollten, zu schenken. Und sie hielten Wort, die dankbaren Herrinnen Schön=Gleinas, und erbauten an dem Orte ihrer Errettung ein Gotteshaus, das sie so reichlich beschenkten, daß sich viel Volks aus Nähe und Ferne um die Kirche niederließ und seine Wohnungen baute.

Das Dorf aber, welches um das reiche Gotteshaus entstand, heißt noch heute zur Erinnerung an den Ausruf jener geretteten Fräulein: „Hermsdorf."

Das sechste und siebente Buch Mosis in Tautenhain.

In dem Keller eines Hauses zu Tautenhain liegt unten in einem finstern Geschosse an starken Ketten angeschlossen, das sechste und siebente Buch Mosis. Wer dieselben verfaßt und dorthin gebracht hat, weiß man nicht; doch glaubt man fest, daß es der Teufel selbst gewesen ist. Denn die Bücher enthalten, wie die fünf ersten alle Gesetze Gottes für sein Volk, alle Lehren des Teufels für seine Anhänger, um reich und glücklich zu werden, alle Schätze der Erde zu erwerben und den Stein der Weisen zu finden, den die Menschen lange Zeit vergeblich gesucht haben. Aber es ist ein bös Ding mit dem Buche und man muß sich sehr in Acht nehmen vor unrechtem Gebrauche; denn man kann dadurch nicht nur über das Haus, sondern über das ganze Dorf Unglück und Elend bringen. Deshalb hält man es dort zu Lande auch für kein sonderliches Glück, die Teufelsbücher zu besitzen, die einst einem Bauer bei Nacht und Nebel in das Haus geschafft worden sind, hält sie fest und sicher in tiefem Keller verwahrt, läßt nicht gern Jemanden darin lesen und ist herzlich froh, daß auch Niemand danach großes Verlangen trägt.

Da kam nun eines Tages ein armes Schneiderlein in das Dorf gewandert, der wollte die Bücher sehen und in ihnen lesen. Nun sind zwar die Schneider an sich schon gemeiniglich klüger, als alle andern Leute; unser Schneiderlein war aber außerdem ein weit gereister Mann und folglich noch ein gutes Theil klüger, als alle seine Zunftgenossen; neugierig war er ebenfalls und außerdem, was Geld und Reichthum betraf, sehr kümmerlich und spärlich bedacht worden; was Wunder also, daß unser Held keine Gefahr scheute und mit aller Gewalt ein reicher Mann werden wollte. Dazu kamen ihm nun die Bücher gerade recht. Entschlossen raffte er seinen ganzen schneiderlichen Muth zusammen, begab sich zu dem Manne, in dessen Besitz sich die Bücher befanden, und trug ihm seine Bitte, in ihnen lesen zu dürfen, herzhaft vor.

Nun stellte zwar der besorgte Bauer dem Schneider, der von Gestalt nicht sonderlich stark war und auch nicht aussah, als ob er es ohne Weiteres mit Geistern und Teufeln aufnehmen könne, die ganze Gefahr seines Unternehmens für sich selbst, für ihn und das ganze Dorf beweglich vor; aber der heldenmüthige Schneider ließ sich nicht schrecken, sondern errang sich endlich des Bauern Erlaubniß, nachdem er jedoch vorher feierlichst hatte versprechen müssen, alles Unheil und Teufelswerk, welches irgend geschehen könne, ganz allein auf sich und seine Person zu nehmen. Damit war unser Bauer nun zufrieden, dachte wohl auch: Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen, und wollte dem Schneider in seinem Glücke nicht hinderlich sein; er nahm also die verrosteten Kellerschlüssel vom Nagel, zündete eine Laterne an und schloß dem Wagehalse den verrufenen Keller auf. Der Schneider aber ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, stieg, ohne auf die abermaligen Mahnungen und Beschwörungen des Bauern zu hören, muthig, wenn auch mit

klopfendem Herzen, die ausgetretenen Steinstufen hinab in den finstern Keller, aus dem ihm ein scharfer Modergeruch entgegenquoll, und gelangte unangefochten in den verrufenen Raum, in dem seine Schritte geisterhaft durch die Stille hallten. Mit Hülfe der Laterne, welche gespenstische Lichter in das Dunkel warf, entdeckte er bald die gesuchten Bücher, an zwei eiserne Ketten angeschlossen, und dabei einen großen, bequemen Sorgenstuhl.

Unser Held, hoch erfreut darüber, es wenigstens, wie es schien, mit höflichen Geistern zu thun zu haben, die für seine Bequemlichkeit beim Lesen gesorgt hatten, setzte seine Laterne auf den Tisch, sich selbst in den Lehnstuhl, blätterte einen Folianten auf und fing an zu lesen. Aber siehe da! Sobald er in dem Stuhle saß und zu lesen begann, war es ihm, als wäre er nicht mehr allein, sondern säße in einem unheimlichen Zauberkreise. Aus den Wänden sprühten Licht- und Feuerfunken und hüpften, bläulich und dunstig wie Irrlichter aus trübem Sumpfmoor, gaukelnd um ihn herum; ein seltsames Knistern und Knattern, ein Rauschen und Sausen klang in seinen Ohren, wie wenn Raben und andres schwarzes Gevögel ihn umkreisten; gespenstische Augen glotzten ihn seltsam verwundert aus allen Ecken an, so daß er vor Beklemmung kaum weiter zu lesen vermochte. Und all der Spuk wurde immer ärger und toller, je weiter er in dem alten, verschnörkelten Buche las.

Was er so las, wußte er nicht; allein er konnte es doch lesen, wenn er es auch nicht verstand. Aber alle die Pergamentblätter schienen sich zu regen und zu bewegen, als schwirrten eine Menge Raben darin herum, und es war ihm, als flöge nach jeder durchlesenen Seite ein schwarzer Vogel aus dem Buche. Dazu kamen eine Menge Todtenvögel und Käuzchen, die schrecklich kreischten und mit den Flügeln schlugen, sich auf den Tisch, auf das Buch, den Lehnsessel und ihm auf die Schultern setzten

und mit glühenden Augen bald ihm in das Gesicht, bald, als ob sie mitlesen wollten, in das gespenstische Buch hineinsahen, so daß dem armen Schneider der Athem ausging und er, in Schweiß gebadet, vor Angst fast zu vergehen drohte.

Da kam ihm in seiner Bedrängniß ein glücklicher, rettender Gedanke. War es ihm nicht gewesen, als sei all das schwarze, krächzende Gethier aus dem alten Buche durch sein Lesen heraufbeschworen worden? Wie? wäre es da nicht möglich, dadurch, daß er alles Gelesene rückwärts wieder bis zu Ende durchbuchstabire, die Vögel wieder in das Zauberbuch hineinzubannen? Und wahrlich, es ging! Mühsam buchstabirte er Alles, was er gelesen hatte, wieder rückwärts bis zur ersten Seite, und bei jedem Blatte ward das Flügelschlagen geringer, das Krächzen hörte auf, die gespenstischen Augen verschwanden; es war, als ob er mit jeder Seite einen der Vögel wieder in das Buch hineinläse und ein schwarzes Thier nach dem andern in die unheimlichen Blätter wieder hinein kröche. Endlich, als er die letzte Seite durchgelesen, waren vierundzwanzig Raben in das Buch hineingeschlüpft und Alles wieder ringsum still und ruhig wie vorher.

Unser Schneiderlein aber stieg frohen Muthes wieder die Treppe hinauf und athmete von Herzen auf, als er wieder an das Licht kam. Vor der Kellerthüre aber traf er fast das ganze Dorf in Angst und Sorge um ihn versammelt; denn fast zwölf Stunden war er im Keller gewesen, obgleich es ihm selbst vorkam, als sei es kaum eine gewesen. Als er nun aber seine Abenteuer erzählte, da meinten einige der ältesten Leute, er sei dem Ziele ganz nahe gewesen und habe in wenigen Minuten das Zauberwort finden müssen, wenn er nur ruhig weiter gelesen hätte. Da ärgerte sich der Schneider sehr, daß er sich durch seine Angst um Glück und Reichthum gebracht hatte, jedoch zum zweiten

Male wagte er sich nicht wieder in den Gespensterkeller, und wenn man ihm alle Schätze der Welt dafür geboten hätte.

So liegen sie denn noch immer, die Teufelsbücher, im Keller zu Tautenhain, und wer sich nicht fürchtet, der mag hingehen und sich aus ihnen Glück und Reichthum herauslesen.

Die tanzenden Besen in Tautenhain.

In demselben Hause in Tautenhain, wo das sechste und siebente Buch Mosis im Keller liegen, soll vor langer Zeit der Böse öfters sein Wesen getrieben haben. Als er jedoch einmal lange Nichts hatte von sich hören lassen, da glaubten einige junge, vorwitzige Mädchen, der Teufel wäre ausgezogen, machten sich scherzend über ihn lustig und verspotteten ihn höhnisch. Der Teufel aber war noch nicht fort, sondern hörte das ganze Gespött und beschloß, sich an den übermüthigen Mädchen zu rächen. Vor der Thüre standen einige alte, große Besen, die ja von jeher das Lieblingsinstrument und Reitpferd des Gottseibeiuns gewesen sind, die huben, als die Mädchen zur Thüre hinaustraten, ganz allein und ohne daß Jemand sie bewegte, zu tanzen an, zählten den erschrockenen Mädchen eine tüchtige Tracht Ruthenstreiche auf und trieben sie, immer schlagend und peitschend, vor sich her, bis sie schreiend und heulend nach Hause kamen.

Der Tragsheim in Tautenhain.

Da liegen oben am Ende des Dorfes Tautenhain, nicht weit vom Walde entfernt, dessen erste Tannen sich stolz und grün zum Himmel erheben, eine Anzahl Häuser, die nennt man dort

zu Lande, sowie die ganze Gegend, in der sie stehen, den Tragsheim oder, wie das Volk sagt, den Traxhem. Damit aber hat es folgende Bewandtniß:

Die Lage dieser Häuser so dicht am Walde war natürlich wie dazu geschaffen, sich so gegen Abend, wenn es dunkel ward, ein Bäumchen oder Stämmchen oder etwas Brennholz für den Winter, ohne danach zu fragen, wie viel es koste, nach Hause zu holen. Das mögen denn nun wohl in alter, guter Zeit die Bewohner jener Häuser zum Ärger der Forstbeamten gethan und sich kein großes Gewissen daraus gemacht haben, weil ja der Bäume noch so viele draußen standen im grünen Walde.

Das Volk aber, dessen Witz und Spott treffend und beißend ist, wie die stechenden Nadeln der Holzlandstannen, nannte bald jene ganzen Waldhäuser und die Gegend um sie herum, weil sie gewissermaßen ihre Bewohner selbst zum Heimtragen des Holzes aufforderte, „den Tragsheim“ oder „Traxhem“, und der Name ist ihnen bis heute geblieben.

Der Goldbrunnen bei Tautenhain.

Bei Tautenhain liegt am Walde ein alter, versandeter Brunnen, der jetzt statt klaren Wassers nur trüben, schmutzigen Schlamm enthält. Früher freilich war es anders. Da war das Wasser des Brunnens silberhell, daß man fast bis auf den Grund sehen konnte und die Sage berichtet, daß er flimmernde Goldkörner enthalte, von denen manch Glücklicher einige gefunden habe. Daher nannte und nennt man den Brunnen auch jetzt noch den Goldbrunnen. Als der Brunnen noch hell und klar war, da kam jedes Jahr um Johannis ein zerlumpter, welscher Mausefallenhändler, der sich immer um den Goldbrunnen

herum zu schaffen machte und von dem es im Volke hieß, er sei ein reicher Mann aus Italien, der sich in der schlechten Verkleidung unendlich viel Gold aus dem Brunnen hole und mit sich nach Hause nehme. Darüber war der Förster sehr erzürnt und beschloß, den Fremden, wenn er das nächste Mal wiederkäme zur Rede zu stellen und ihm das Goldholen ein für alle Mal zu verbieten. Denn er gönnte dem Fremden die Schätze nicht und wollte sie gern für sich selber haben.

So ging er eines Morgens nach dem Goldbrunnen und sah an demselben eine schöne, weiße Hirschkuh weiden. Das seltene Wild zu erlegen, legte der Förster an und wollte eben abdrücken, als sich die Hirschkuh in einen Menschen verwandelte, in welchem er den welschen Mausefallenhändler erkannte. Der Förster redete den Fremden barsch und gebieterisch an und, als dieser ihm keine Antwort gab, warf er voll Wuth ein schweres Holzscheit nach ihm, welches den Mann so hart an den Kopf traf, daß er wie todt zur Erde stürzte. Der Förster aber eilte in Angst und Reue nach Hause; doch auch dort ließ ihn das Bild des Erschlagenen nicht Ruhe finden; das vergossene Blut lastete schwer auf seiner Seele, und nicht eher ward es stiller in ihm, als bis er beschloß, selbst nach Italien zu gehen, um zu erfahren, ob er wirklich den Fremden durch seinen Wurf getödtet habe. Vor dem Dorfe aber nahm ihn eine Wolke auf, die ihn wie ein Wirbelwind forttrieb und an den Stufen eines prachtvollen Palastes in Venedig niederließ. Während sich hier der erschrockene Förster umsah, kam der todtgeglaubte Fremde in prächtigen Kleidern, aber mit verbundener Stirne ihm entgegen und empfing den Verlegenen freundlich und herzlich. Dann führte er den erstaunten Förster in herrliche Zimmer und suchte ihn zu beruhigen, indem er ihm erzählte, daß er seit zwanzig Jahren jeden Sommer lang Gold aus dem Goldbrunnen geholt habe,

jetzt aber nicht wiederkommen werde, weil nun die Quelle auf hundert Jahre versiechen müsse. Dann bewirthete er seinen Gast prächtig und brachte ihn zuletzt in ein wundervolles Bett, in welchem der Förster bald einschlief. Als er erwachte, lag er auf einer grünen Wiese vor seinem Heimathsdorfe; in seinem Ranzen aber, den er auf dem Rücken trug, fand er viel, viel Gold, das ihm der freundliche Italiener mit gegeben hatte. Der Förster aber zog bald von Tautenhain fort, weil er nicht länger an dem Orte leben mochte, an welchem er beinahe zum Mörder geworden wäre. Der Goldbrunnen aber steht heute noch; Gold aber wird wohl Niemand mehr in ihm finden. Ob die hundert Jahre noch nicht vorüber oder ob sein Wasser nie wieder strömen wird, wer mag es wissen? Wenn es aber wieder emporsteigen wird aus Nacht und Tiefe, dann mag sich Gold aus ihm holen, wer will und so viel sein Herz begehrt; es sei ihm gegönnt von Herzen!

Der Sinketeich bei Tautenhain.

In der stillen, waldfrischen Gegend des Klingelborn da führte vor Alters, lange vorher, ehe die jetzige Chaussee erbaut wurde, eine große, breite Heerstraße mitten durch den dunkeln, grünen Wald hinein in die weite, blaue Welt. Jetzt aber ist die alte Straße verfallen und vereinsamt; der breite Fahrweg ist mit Moos und Rasen dicht überwuchert, das Wasser steht das ganze Jahr in dem feuchten, langen Riedgrase, und an Stelle des früheren, regen Lebens ist jetzt rings Alles ruhig und still, todtenstill. Dicht am Wege liegen zerstreut einzelne Teiche, trübe, einsamschaurige Gewässer, deren Fluth regungslos und ernst die hohen Tannen am Ufer abspiegelt. Ringsum aber um die Teiche rauscht es und tönt es gar seltsam und unheimlich; das Schilf erzählt, vom Winde leise hin und her

gewiegt, traurige Geschichten, und Rohr, Teich und Ried flüstern und wispern einander seltsame Dinge zu. Nachts aber, wenn Wald und Schilf so wundertönig rauschen und der Mond sein bleiches Licht über die zauberhafte Nachteinsamkeit hinstrahlt, da tauchen seltsame Gestalten aus Ried und Sumpf; todtblasse Gesichter heben sich aus den bläulich leuchtenden Wellen und huschen leise über den Teich, und aus dem Wasser herauf klingen wunderbare Klänge, wie Seufzer eines armen, gequälten Herzens, und ziehen leise dahin durch Wald und Nacht. —

Den tiefsten und düstersten dieser sumpfigen Waldweiher nennt das Volk den Sinketeich oder die Sinke und erzählt von ihm eine ernste Geschichte: Vor grauen Jahren fuhr einmal auf der alten Waldstraße ein reiches, stolzes Fräulein in vierspänniger Karosse und mit zahlreicher Dienerschaft daher mit Lachen und Spotten. Mitten im Walde aber trat der Uebermüthigen ein greiser Bettler in weißen Haaren und zerissenem Kleide entgegen und bat das reiche Fräulein um eine kleine Gabe. Die aber lachte höhnisch auf, ließ ihre Rosse zu schnellerem Jagen antreiben, daß sie fast den flehenden Greis zu Boden rissen, und warf dem Armen statt der erbetenen Gabe einen harten Kieselstein zu. Da that sich rächend die Erde auf, der greise Bettler verschwand, Rosse und Wagen stürzten jählings hinab in grausige Tiefe, und der geöffnete Waldboden verschlang die Frevlerin sammt ihrer ganzen Dienerschaft. Dann aber that sich Kluft und Abgrund wieder zu, Moos und Riedgras wuchsen darüber und Sumpf und Wasser sammelten sich in trüben, unheimlichen Lachen.

Nachts aber ist ein gespenstisches Leben in der stillen Gegend, weil dann aus Untiefe und Abgrund das stolze Fräulein, das einstens dort zur Strafe versunken ist, wieder auftaucht aus Wasser und Tiefe.

Roda.

Die rodaische Möhre.

Anno Domini 1450 geschah es, daß der wohllöbliche Stadtrath der guten Stadt Roda in einen gar heftigen und hitzigen Streit gerieth mit dem Probste des Klosters Roda wegen des Bierschenkens. Es ward aber selbiger Streit, gleich als handle es sich in demselben um die höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft und insonderheit des Städtchens Roda, eine geraume Zeit lang mit arger Wuth und Erbitterung geführt, bis endlich das bedrängte Kloster, als die Bürger die Oberhand zu gewinnen und die hohe Geistlichkeit zu besiegen drohten, den Grafen Heinrich von Reuß in seiner höchsten Bedrängniß gegen die siegreiche Stadt zu Hülfe rief. Nun waren die Rodaner, wie weiland Holland, sehr in Nöthen und in großer Angst vor dem Kriegsvolke des Grafen, welches drohend und siegesmuthig von Gera her anrückte und sich, zu harter Belagerung gerüstet, vor die Stadt legte. Die Rodaner aber, nicht gewillt, sich ohne Schwertstreich zu ergeben, beschlossen, die Belagerung muthig und tapfer auszuhalten und Gut und Blut für ihr theures Bier dahin zu geben.

Deshalb verschanzte man sich im Städtlein, so gut es eben in der Eile gehen mochte, und bot feierlichst alle waffenfähigen Bürger auf zum heiligen Bierkampfe. Bei dieser Verschanzung traf man jedoch auf mancherlei Schwierigkeiten und

Uebelstände, weil das Städtchen seit vielen Jahren ruhig und in gutem Frieden gelebt und, an nichts Arges denkend, die Bollwerke des Krieges hatte verfallen lassen. So geschah es denn, daß man das alte Stadtthor, dessen Riegel vom Zahne der Zeit so auffällig benagt war, daß es sich in völlig unbrauchbarem Zustande befand, mit einer mächtigen Mohrrübe verschließen mußte. Denn das sah man schon damals zu Roda ein, daß es das Erste bei einer Belagerung sein müsse, den Feind wenigstens nicht ruhig und wohlgemuth durch das offene Thor hereinspazieren zu lassen. Doch der Himmel war Roda's Bürgern nicht günstig. Wie jene Dreihundert bei Thermopylä, denen die Rodaner damals in vielen Stücken zu vergleichen waren, durch den Verräther Ephialtes zu Grunde gingen, so fanden auch die mannhaften Rodaner einen treulosen Verräther in ihrer eigenen Stadt, der all ihre Schlauheit und ihren ganzen Heldenmuth durch einen Satansstreich zu Grunde richtete.

Roda's Ephialtes aber war Niemand anders, als ein vorwitziger, schwarzer, meckernder Ziegenbock, welcher, getrieben von unseliger Begierde, es wagte, in einer schönen Nacht die arme Möhre, auf welcher damals die Verantwortung lastete, Stadt und Einwohner zu schützen, in roher Hinterlist aufzufressen und so das alte Thor dem belagernden Feinde zu öffnen.

Der Graf von Reuß aber ließ sich zur Einnahme der Stadt, wie sich leicht denken läßt, nicht lange nöthigen; seine siegreichen Schaaren drangen mit Jubelgeschrei zu nachtschlafender Zeit in die entsetzte Stadt, und Roda sank dahin, ein zweites Ilion, von schändlichem Verrathe überwältigt, Roda, das sich sonst nimmermehr lebend ergeben hätte. Doch suchten die tapfern Bürger den Feind klugerweise nicht noch durch Widerstand zu reizen, sondern gaben gutwillig nach, indem sie sich wegen des Bieres einigten und des Herrn Grafen Heinrich

von Reuß Kriegskosten, wenn auch mit schwerem Herzen, bezahlten.

Zur Erinnerung aber an jene Schreckensnacht und die schnöde Unthat des verrätherischen Ziegenbocks nahm man drei Möhren in das rodaische Stadtwappen auf, die sich jedoch im Laufe der Zeit in drei stattliche Thürme verwandelten, weil man sich der Großthaten der heldenmüthigen Vorfahren nicht allzu gern erinnerte. Noch heute aber wird jeder Rodaner ingrimmig und erbittert, wenn man ihm böswillig die Möhrengeschichte von Anno 1450 in das Gedächtniß ruft oder wohl gar spöttisch fragt, ob denn dieses Jahr der Möhrensamen gut gerathen sei. Das Volk aber nennt noch immer jedes rodaische Stadtkind zu dessen schwerem Aerger „eine rodaische Möhre."

Der Schmied von Roda.

Ein Schwank.

Das muß wahr sein und ewig wahr bleiben, lustige und fidele Seelen hat es doch stets im Holzlande und vor Allem zu Roda, dem netten Städtchen, gegeben, und ihre Art wird wohl niemals aussterben, sondern allezeit fortleben und blühen, als eine unverbriefte, aber ewig anerkannte Adelsfamilie „vom fröhlichen Herzen."

Da war denn auch vor langer Zeit, Allen wohl bekannt, zu Roda ein Schmied, ein lustiger und fröhlicher Bruder, wie so leicht nicht wieder Einer den Hammer schwingt und den Blasebalg tritt, eine brave, ehrliche Haut voller übermüthiger Schwänke und toller Streiche. Da er aber lieber im Wirthshause, als in der Kirche war, und lieber mit fröhlichen Genossen beim vollen Becher saß, als des Herrn Pastors salbungsvolle Bußpredigten anhörte, so war ihm dieser Letztere nicht

sonderlich gewogen, sondern ermahnte ihn oft und ernstlich und zog gewaltig los gegen seinen gottlosen Lebenswandel. So ließ er denn unsern Schmied eines schönen Tages, wie er öfters zu thun pflegte, zu sich citiren, um ihm seine ganze Verworfenheit vorzustellen und ihn zu Buße und Umkehr zu bewegen. Der Schmied, voll Ehrfurcht gegen den gestrengen Herrn, erschien auch richtig im schwarzen Bratenrocke und nahm seiner Hochwürden ellenlange Strafpredigt mit reuiger Miene, wie ein zerknirschter Sünder, ruhig hin.

Als der Pastor geendigt, seufzte der Missethäter tief auf und entgegnete mit de- und wehmüthiger Geberde: „Ach ja, Herr Pastor, es soll anders, gewiß, es wird mit mir anders werden, und halb und halb bin ich schon ein viel besserer Mensch geworden. Daran aber ist ein schwerer und bedeutungsvoller Traum Schuld, der mich in dieser Nacht tief erschüttert hat. Denken Sie sich, es träumte mir, ich wäre gestorben und begraben und käme nun an das Himmelsthor, um dort Einlaß zu verlangen. Petrus der Pförtner aber, welcher davor stand, meinte, er sähe es mir gleich an, daß ich auf Erden nicht gut und fromm gelebt habe, und hieß mich meines Weges gehen. Ich aber bat und bettelte so sehr, daß er sich endlich entschloß, in den Himmel zu gehen, um sich bei Ihnen, Herr Pastor, über mein irdisches Leben zu erkundigen. Bald aber kehrte er wieder zurück und erklärte bestimmt: „Mach dich nur fort, denn der Pastor von Roda ist nicht im Himmel."

Kaum hatte der bußfertige Sünder also gesprochen, als der fromme Herr dermaßen ergrimmte, daß er sich, seine große Würde und seine kleine Gestalt völlig vergaß und den Traumerzähler zur Thüre hinauswerfen wollte — ein schwacher Versuch freilich, den der riesige Schmied mitleidig belächelte.

Allein Seine Hochwürden beruhigten sich hiermit keines-

wegs; wuthentbrannt stürzte er zum Amtmann, zeigte den Frevler und sein Vergehen an und drang auf harte Bestrafung. Daher ward der Schmied abermals citirt, dies Mal zum Herrn Amtmann, um von ihm sein Straferkenntniß zu empfangen. Amtmann und Pastor aber waren zusammen nicht die besten Freunde; vielmehr freute sich der Erstere höchlichst, daß der Schmied den Pastor so beleidigt hatte, und sprach es ganz offen aus, er sei nur froh, daß dem Schmiede nicht auch von ihm geträumt habe. Doch da hatte er sich in diesem bedeutend geirrt.

„Ach, Herr Amtmann", erwiderte der Angeklagte, „es thut mir sehr leid, aber es hat mir auch von Ihnen geträumt. Ich kam nämlich, als man mich vom Himmel fortgewiesen hatte, zur Hölle, wo ich vom Teufel mit Freuden eingelassen wurde. Ich aber machte es mir dort sogleich bequem, fühlte mich sehr wohl und setzte mich, da ich von meinem Handwerke das Feuer gewohnt bin, in einen schönen Lehnsessel, welcher so recht in den Flammen, dicht am Höllenpfuhle, stand. Da aber war ich schön angekommen; erbost fuhr der Teufel auf mich zu, riß mich schleunigst aus dem Stuhle und schrie: „Unverschämter Kerl, will er wohl gleich weg von dem Stuhle, der ist für den rodaischen Amtmann!"

Da hatte der Herr Amtmann auch Etwas weg, und nichts Schlechtes. Aber das Gewitter seines Zornes entlud sich auf den unglücklichen Spaßmacher, und vierzehn Tage strenge Haft bei Wasser und Brod belehrten den verstockten Sünder, daß es nicht gut sei, sich mit so großen Herren einen Spaß zu machen.

Der rodaische Amtsbescheid.

Ein lustiges, heiteres Stücklein will ich erzählen, allen Trinkern zum Troste und allen durstigen Seelen zu Nutz und Frommen, das sich in guter, alter Zeit in dem Städtlein Roda wirklich und wahrhaftig hat zugetragen.

Damals saßen oben auf dem Schlosse zu Roda, welches zugleich das hochpreisliche Amthaus war und ist, gar gestrenge Richter in gepuderten Perrücken, mit langen Zöpfen und wichtigen, faltenreichen Mienen, die schlichteten allen Streit und Hader weit und breit im ganzen Umkreise und decretirten und dictirten, publicirten und recipirten, daß es eine Art hatte und die Bauern ringsum die rodaischen Amtsleute nur mit einem Schauer heiliger Ehrfurcht zu nennen wagten.

Da kam einmal ein seltsamer, kurioser Fall vor, der ward vor das hohe Amtsgericht gebracht, damit es darüber das Urthel nach Fug und Recht und römischem Gesetz spreche.

Es klagten nämlich die Altmeister der ehrsamen Zimmermannszunft darob, daß in dem jungen Volke nicht Ehrfurcht mehr, noch Sitte herrsche und daß insonderheit die Gesetze der Väter von ihm nicht mehr geachtet würden. Denn es hatten der Zunft Jungmeister sich schnöde geweigert, allwie es seit Jahrhunderten Brauch und Herkommen war zu Roda in der wohlansehnlichen Zimmermannsgilde, den Altmeistern bei festlichen und feierlichen Gelagen die geleerten Becher zu füllen. Darob ergrimmt, erhuben sie nun schwere Klage und forderten ihr Recht, forderten strengen, unbeugsamen Rechtsspruch. Die Herren vom Gericht aber legten ihr Antlitz in ernste, würdevolle Falten, vernahmen die sündigen Jungmeister in peinlichem Verhör und, als die Verbrecher ihre Schuld reumüthig eingestanden,

da öffneten sie den Mund und thaten den schweren, feierlichen Spruch: „Einschenken müßt ihr!“

Doch die Jungmeister wehrten sich ihrer Haut und brachten eine nicht minder wichtige Gegenklage folgenden Inhalts vor: „Ja,“ sagten sie, „wir wollen wohl einschenken, aber das können doch die Altmeister unmöglich verlangen, daß wir einschenken sollen, bevor sie ausgetrunken haben; denn sonst würden wir bei jedem Mahle nur damit zu thun haben, der Altmeister Becher zu füllen, während wir selbst dabei das Nachsehen hätten und arg zu kurz kämen. So bitten wir Euch denn, wohledle und weise Herren, erkennet in hartem Urtheil gegen die Altmeister und wollet uns unsere Strafe in Gnaden erlassen.“

Da schauten sich die Herren Räthe und Geheimräthe rathlos an ob solch verwickelter Angelegenheit; doch verloren sie Kopf und Würde nicht in so schwieriger Sache. Obwohl weder im römischen Recht, noch in Kaiser Karoli hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung dieses besonderen Falles gedacht war, erkannten sie doch nach bestem Wissen und Gewissen und thaten den großen, welthistorischen Ausspruch: „Ja, austrinken, austrinken müßt ihr!“

So ward durch weises Edict der Friede zwischen den Meistern der ehrbaren Zimmermannszunft glücklich wiederhergestellt. Der rodaische Amtsbescheid aber ist zur unumstößlichen Weltwahrheit geworden und es gilt nicht nur im ganzen Holzlande, sondern überall, wo fröhliche Brüder bei vollen Bechern sitzen, seine weise, ewig wahre Mahnung heute so gut, wie in alter Zeit: „Austrinken, austrinken müßt ihr!“

Der Kobold im Pfarrhause zu Gröben.

Eine unaufgeklärte Geistergeschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Zwischen der alten Musenstadt Jena und dem Altenburger Waldstädtchen Roda liegt am Fuße der jedem alten Jenenser wohlbekannten Wölmse in einer weiten, fruchtbaren Ebene an der Grenzscheide der kahlen, seltsamgeformten Berghäupter des schmucken Saal=Athens von den tannenbewachsenen Thüringer Bergen das freundliche, Herzoglich Altenburgische Pfarrdorf Gröben. In der alten Kirche des Orts haben seit Jahrhunderten allsonntäglich ehrenfeste Pastoren dem schlichten Landvolke der Holzländer das Evangelium gepredigt und als wackre Pfarrherrn in dem Pfarrhause daneben nebst Weib und Kind recht und christlich gehaust. Allein nicht ohne harte Anfechtung floß ihr stilles Leben dahin. Spuk und Plage verbitterten ihnen sattsam ihr friedfertiges Dasein und zwangen sie sogar zuletzt, auf einige Zeit das alte Pfarrhaus dem räthselhaften Urheber des ärgerlichen Treibens zu überlassen.

Ja, ein absonderliches Wesen war es, welches die würdigen Pfarrherrn so schändlich quälte; nicht einer jener kleinen Alraunen, Gnomen, Zwerge und andrer Geister und Geisterchen, welche die deutsche Sage kennt und von denen sie hübsche Geschichten zu erzählen weiß, nicht ein Kobold, welcher, gutmüthig von Natur, nur Diejenigen äfft, welche ihn selbst nicht in Frieden lassen, sondern einer der abscheulichsten, niederträchtigsten und ungeberdigsten Kobolde, welche jemals auf Erden ihr Wesen getrieben haben, ein Geist, welcher sich das ebenso merkwürdige, als unangenehme Vergnügen machte, so hartnäckig zu werfen, zu zerbrechen und zu poltern, daß er endlich den armen Pfarrer im eigentlichen Sinne des Worts zu seiner eignen Thüre — hinauswarf.

Die Geschichte von dem Kobolde zu Gröben hat unsere Vorfahren zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lange beschäftigt und tief erregt; manch ehrwürdiges, lange verschollenes Perrückenhaupt hat seine Weisheit an Aufklärung der dunklen Vorfälle vergeblich versucht; mancherlei Bücher sind darüber in dem schwulstigen Style jener Zeit „ediret und an's Licht gestellet“ worden, ja sogar heftiger Streit ist über sie entbrannt: aber Niemand, auch die Aufgeklärtesten und Gelehrtesten nicht, haben das Dunkel zu erhellen, das Räthsel zu lösen vermocht, welches noch heute über jenen seltsamen Begebenheiten undurchdringlich schwebt. Nun ist lange Gras gewachsen über die Gräber, darinnen Streitende und Forschende seit manch liebem Jahre schlafen; anderthalb Jahrhunderte sind über die Ruhestätten der schwergeplagten Pfarrherrn dahingerauscht; dichter Staub liegt auf den wenigen noch erhaltenen Exemplaren der gelehrten und tiefsinnigen Werke über den Quälgeist, und seltsam gemahnt es den Nachkommen, aus den alten vergilbten Büchern der Jetztzeit von den vergessenen Sorgen und Räthseln eines vergangenen Jahrhunderts zu erzählen. — —

Schon vom Jahre 1645 an wurde der damalige Pfarrer zu Gröben, Johannes Rodigast, von seltsamen Erscheinungen arg gequält. In Gestalt eines grauen, gespenstischen Mönches schlich es des Abends geräuschlos und geisterhaft durch das dunkelnde Pfarrhaus, setzte sich auf die alte Holzbank vor dem mächtigen Kachelofen in der Studirstube des würdigen Geistlichen und war nicht von dort zu vertreiben. Der Pfarrer wandte Alles an, den Geist hinwegzuscheuchen; doch weder ein Gebet, noch manch guter Spruch vermochte ihn zu verbannen. Endlich trat er muthig dem Mönche entgegen, legte seine Vokation auf den Tisch und redete ihn an: „Wer bist Du? Woher kommst Du und was willst Du von mir? Hier halte ich

meine göttliche Berufung, kraft deren mir zugleich dies Haus zu eigen gegeben ist. Hast Du ein besseres Recht daran, so beweise es mir! Kannst Du es aber nicht, so weiche von hinnen!" Daraufhin erst entwich der gespenstische Mönch.

Der brave Rodigast aber nahm sich diese Erscheinung so sehr zu Herzen, daß er vom Jahre 1656 an in eine unheilbare Schwermuth verfiel. Zwar gelang es seiner Frau, durch Trost und Zusprache derselben Herr zu werden; allein nach deren Tode gewann die schwerste Melancholie volle Herrschaft über den unglücklichen Mann. Von jener Zeit an glaubte er sich verlassen von seinem Gott und bösen Mächten überantwortet, und in einem Anfalle unseligster Verzweiflung legte der Diener Gottes selbst Hand an sein Leben und machte so im Jahre 1680 den Qualen seines schwer geängstigten Herzens, die er vierundzwanzig Jahre lang geduldig getragen hatte, ein eigenmächtiges Ende.

An seinem Sarge weinte eine zahlreiche Familie, deren Haupt Samuel Rodigast war, welcher als hochgeschätzter Rector zu Berlin gestorben ist. Er, der Gröbener Pfarrsohn, hat — vielleicht in Gröben selbst — zum Trost für seinen todtkranken Freund, den Cantor Severus Gastorius zu Jena, das Lied gedichtet: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" Manch tiefgebeugtes Herz hat dies einzige, aber auch einzig schöne Lied des Sohnes jenes unglücklichen Pfarrers aufgerichtet in trüber, verzweifelter Stunde, dies Lied voll echtchristlicher Ergebung, aber zugleich voll felsenfestesten Hoffens. —

Doch die Sache sollte noch viel schlimmer und seltsamer kommen; der gespenstische Mönch, welcher Johannes Rodigast plagte, war nur ein kleines Vorspiel zu dem großen Schauspiele, dessen Schauplatz die stille Pfarrwohnung zu Gröben werden sollte. Auch die Nachfolger Rodigast's Adam Dimler,

welcher dem Spuke sogar eine Kammer überlassen mußte, und Johann Heinrich Stemler plagte und quälte ein seltsames Wesen; den Höhepunkt aber erreichten Plagen und Quälereien unter Jeremias Heinisch, welcher am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu Gröben Pfarrer war.

Wie sehr die räthselhafte Geschichte die damalige Zeit beschäftigte, das lehrt schon der Umstand, daß über dieselbe die für den Büchermarkt jener Tage sicher erhebliche Anzahl von drei stattlichen Büchern geschrieben und herausgegeben worden ist. Zwei davon erschienen unter dem Deckmantel der Anonymität oder Pseudonymität und brachten, jedes nach verschiedenen Seiten hin, zahlreiche Irrthümer und Uebertreibungen. Während die im Jahre 1719 anonym erschienene: „Kurtze Untersuchung von Kobold, von einem nach Engelland reisenden Passagier" in unbescheidener, frecher Art die ganze Angelegenheit nach der gespenstischen Seite hin übertreibt und außer einer Menge falscher Angaben und Entstellungen der Wahrheit besonders auch die heftigsten Angriffe und Ausfälle gegen den um die Abschaffung der Hexenprocesse hochverdienten Christian Thomasius enthält, geht die in Gottfried Wahrlieb's: „deutlicher Vorstellung der Richtigkeit derer vermeinten Hexereyen und des ungegründeten Hexenprocesses" beigefügte Untersuchung über den Kobold auf der andern Seite zu weit, indem sie die ganze Angelegenheit verspottet und verhöhnt und, ohne die feststehenden Thatsachen zu beachten oder zu widerlegen, Alles für Täuschung, Betrug und Aberglauben erklärt. Diesen Schriften gegenüber entschloß sich endlich, von allen Seiten dazu aufgefordert, der in dieser Sache berufenste Mann, der geplagte Jeremias Heinisch selbst, die spukhaften Begebenheiten wahr und getreu zu schildern und den übertriebenen Gerüchten darüber, so wie den Entstellungen der beiden gedachten Bücher auf diese Weise ein Ziel zu setzen.

Dieses jetzt höchst selten gewordene und wohl nur noch im Pfarrarchive zu Gröben und in einigen Bibliotheken, besonders der Universitätsbibliothek zu Jena, anzutreffende Werkchen ist ein vergilbtes Bändchen von 63 Seiten, welchem die hier erzählten Einzelheiten der räthselhaften Geschichte entnommen sind und welches den bedeutenden und wichtigen Titel führt: „Das Zeugniß Der reinen Wahrheit von den Sonder- und wunderbahren Würckungen eines insgemein sogenannten Kobolds, oder Unsichtbahren Wesens in der Pfarr-Wohnung zu Gröben, nebst einem zur Prüfung übergebenen Versuch wie weit in der Erkäntniß dieser Sache zu gelangen? auf inständiges Begehren abgestattet Von des Orts Predigern Jeremias Heinisch, Bernav. March. Jena, Verlegts Joh. Meyers sel. Wittbe. 1723."

Mit breitem Ernste und im Vollbewußtsein seiner ausgestandenen Angst und Plage erzählt uns Jeremias Heinisch die lange Reihe der Quälereien des „insgemein sogenannten" Kobolds, schildert alle die Mittel, die er zur Vertreibung des Unholds angewendet hat, vertheidigt sich fest und muthig gegen die zahlreichen Angriffe, die er um dieser Begebenheiten willen hat ertragen müssen, und kommt endlich zu dem nach seiner Meinung allein richtigen Schlusse und zu dem unerschütterlichen Glauben, daß der Urheber all des quälenden Schabernacks kein Andrer gewesen sein könne, als ein böser Geist, ein unsichtbares Wesen von der Art, welche man Kobolde oder spiritus familiares zu nennen pflegt. Lange Zeit hat es gedauert, ehe der gequälte Pastor sich zu solchem Glauben entschließen konnte; mit Händen und Füßen hat er sich gegen eine Annahme gesträubt, welche seinem sonst so aufgeklärten und von dem Hexen- und Zauberglauben seines Zeitalters völlig freien Geiste mächtig widerstrebte; immer und immer hoffte er, eine natürliche Lösung des Räthsels doch noch finden zu können.

Endlich aber, als er eine solche für schlechterdings unmöglich halten mußte, nahm er als einzigen Weg, die Begebenheiten zu erklären, seine letzte Zuflucht doch noch zu dem Glauben an einen Geist, der ihm all das Böse angethan habe, stellt sogar ein ganzes System über Geister im Allgemeinen und im Besonderen auf, ergeht sich ein Langes und Breites in den gelehrtesten Untersuchungen über das Wirken der Geister „in Cörper" und über die Art und Weise, wie Geister in wohl verwahrte und verschlossene Gemächer Körper zu bringen vermögen, und verliert sich so in bodenlose Untiefen theologisch-mystischer Speculation, in welche wir ihm bei Leibe nicht zu folgen Lust haben.

Bevor jedoch auch wir irgend ein Urtheil, falle es aus, wie es wolle, abgeben, ja überhaupt abzugeben im Stande sind, stürzen wir uns muthig mitten hinein in Geisterspuk und Koboldstreiben! Lassen wir uns von dem würdigen, vielgeplagten Heinisch noch einmal all sein Leid erzählen und durchleben wir mit ihm noch einmal im Geiste die schweren Wochen arger Quälerei und schlimmer Geisternoth, wie sie härter nicht leicht wieder jemals ein christliches Pfarrhaus heimgesucht hat:

Die ersten Spuren der Plagereien zeigten sich am 17. Juni 1718. Von diesem Tage an wurde fünf Tage lang bis zum 21. Juni mit Steinen auf das Schindeldach des im Pfarrhofe stehenden, neuerbauten Viehstalles geworfen. Doch waren die Steine, welche geworfen wurden, nicht sehr groß, verursachten auch keinerlei Schaden, wohl aber auf den dürren Dachschindeln einen starken Schall und konnten trotz allen Bemühens nicht eher bemerkt werden, als bis sie auf das Dach auftrafen. Dieses Werfen geschah nicht zu bestimmter Zeit, jedoch nur am Tage, niemals des Nachts. Früh fing es an und dauerte mit Unterbrechungen bis zum Abend hin; am meisten warf es je-

doch stets dann, wenn viele Neugierige sich um das Haus versammelt hatten.

Obwohl schon damals sich sowohl viele fremde Leute, als auch besonders des Pfarrers Hausgenossen hierüber sehr erschreckten und sogleich an eine außerordentliche Ursache des Werfens glaubten, blieb dieser doch ruhig und suchte die Leute zu überreden, daß das Unwesen nur von bösen Buben herrühren könne, daß es lächerlich sei, die Ursache davon in etwas Außergewöhnlichem, wohl gar in Geistern und Gespenstern zu suchen und daß der Thäter des Schabernacks schon bald genug entdeckt werden würde. Um Dies zu ermöglichen, wandte der vorurtheilsfreie Mann nun alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an. Besonders achtete er, sobald das Werfen begann, auf sein Gesinde, schickte es entweder sämmtlich auf das Feld, schlich ihm heimlich nach und beobachtete es, oder versammelte Alle zusammen in seiner Stube. Als er so nichts Verdächtiges entdecken konnte, richtete er sein Augenmerk auf alle Einwohner des Dorfes, ja sogar auf alle Fremden, welche in die Nähe des Pfarrhauses kamen, durchsuchte alle Winkel und Gebäude der Pfarrei und um sie herum und ließ von dem daran stoßenden Gottesacker aus von seinen Leuten Steine über das Pfarrhaus weg auf das Stalldach werfen, welche auch wirklich da auftrafen, wohin sonst gewöhnlich geworfen wurde. Durch diese Wahrnehmung glaubte er nun schon gewonnenes Spiel zu haben. Er versteckte sich stundenlang auf dem Kirchhofe und suchte den Thäter auf diese Weise zu entdecken. Allein Nichts war ringsum zu sehen, während zu gleicher Zeit doch heftig geworfen wurde. Dazu kam, daß man die von seinen Leuten auf seinen Befehl geworfenen Steine gar wohl über das Pfarrhaus herüberkommen sah, während die andern erst bei ihrem Auftreffen auf das Dach zu erblicken waren. Als nun dies

Alles nicht half, streute er unter den Leuten das Gerücht aus, einige übelberüchtigte und verdächtige Familien des Dorfes sollten vor Gericht nach Ablegung eines schweren Eides über die Angelegenheit vernommen werden und, wenn auch nur das Geringste herauskäme, so hätten sie die schwerste Strafe zu erwarten. Als nun hierauf das Werfen vom 22. Juni bis zum 29. Juli, also fünf volle Wochen lang, gänzlich unterblieb, war der muthige Pfarrer hocherfreut und glaubte, daß die Sache nun für immer zu Ende sei. Allein er sollte sich bitter getäuscht haben.

Am 29. Juli, einem heißen, schwülen Tage in der Erntezeit, war der Pfarrer hinaus auf seine Felder zu den dort arbeitenden Schnittern gegangen, unterhielt sich mit ihnen und, als das Gespräch zufällig auch auf das frühere Werfen im Pfarrhause kam, rief er in freudigem Stolze aus: „Wie froh bin ich, daß ich mich nicht auch habe überreden lassen, das ehemalige Steinwerfen wäre etwas Außerordentliches gewesen; denn wie würde ich dann jetzt ausgelacht werden. Nein, nein! So dumm muß man nicht sein!“ Als er jedoch von seinem Gange nach Haus zurück kam, sprangen ihm entsetzt die Seinigen entgegen und theilten ihm mit, daß um drei Uhr — zur selben Stunde, als er mit den Schnittern gesprochen — das Werfen auf das Dach des Viehstalles abermals begonnen habe.

Von nun an nahm das Werfen ungestört seinen Fortgang. Die Steine wurden jetzt häufiger geworfen und waren viel größer, als früher; doch konnten sie auch jetzt von Keinem der zahlreich versammelten Zuschauer eher wahr genommen werden, als bis sie krachend auf das Dach auftrafen. Trotzdem hielt der Pfarrer auch jetzt noch an seiner alten Ueberzeugung fest, verdoppelte Eifer und Aufmerksamkeit und beobachtete unabläßig alle gerade jetzt in der Erntezeit auf den Feldern beschäftigten Leute jedes Hauses und Geschlechtes, ohne jedoch

das Geringste entdecken zu können, was die seltsame Angelegenheit hätte aufhellen können.

Immer häufiger und heftiger wurde nun am 30. und 31. Juli geworfen. An letzterem Tage, einem hellen, schönen Sommersonntag, nach dem Nachmittagsgottesdienste, in welchem der Pfarrer der von Vielen ausgesprengten Meinung, als finde die Seele seines unglücklichen Vorgängers Rodigast nicht die Grabesruhe und müsse nun auf Erden wandeln und solchen Spuk erregen, mit Ernst entgegengetreten war und bestimmt erklärt hatte, das Werfen rühre von einem gottlosen und arglistigen Menschen her, schaute derselbe sinnend aus dem geöffneten Fenster der Oberstube in den stillen, sonnenbeschienenen Hof herab. Da sah er zu seinem Schrecken, wie sich ein Stein aus dem Pflaster des Hofes loslöste, in die Höhe auf das Dach stieg und dort mit großer Gewalt aufschlug. Zugleich meldeten ihm die zahlreich versammelten Zuschauer, daß sie die Steine von verschiedenen Seiten, die meisten wie aus der Mauer der Pfarrwohnung herauskommen sähen. Obwohl nun schwere Zweifel in der Seele des Pfarrers aufstiegen, so blieb er doch bei seiner Ansicht und suchte sich zu überreden, daß seine Augen ihn getäuscht hätten und daß der vom Hofe aufgestiegene Stein nur ein auffliegender Vogel gewesen wäre.

Am 1. August ging das Werfen früh an; etliche Steine stiegen aus dem Hofe auf, wo doch vorher keine gelegen hatten, und trafen auf das Stalldach; andre dagegen kamen aus der Mauer des Pfarrhauses, ohne daß in ihr ein Riß oder eine Oeffnung zu entdecken war; ja einige flogen sogar um die Ecke der Scheune herum, also in einem solchen Bogen, daß es gegen alle Gesetze eines natürlichen Wurfes war. Nun wurde der unerschrockene Pfarrherr zwar wankend in seinem Gemüthe; doch stellte er sich kühn an den Ort, wo besonders geworfen

wurde, und rief mit lauter Stimme: „Wer ist hier, der mich so beunruhigt? Wer ist's, der da wirft? Antworte! Sag' an, was willst Du haben? Hast Du mehr Recht an diesem Orte, als ich? Beweise es! Mich hat Gott hierher geführt; wer aber hat Dich gesendet? — Da Du nun nicht eine Silbe antworten, noch einiges Recht behaupten kannst, so sollst Du wissen: Ich wohne allhier unter dem sichern Schirm Gottes und Du sollst weichen, es sei über Lang oder Kurz, wenn Du auch der Teufel selbst bist!" So rief er einige Male; allein es war keine Stimme, noch Antwort zu hören. Dafür aber ward das Werfen immer häufiger, so daß es fast schien, als regne es Steine; am meisten aber warf es, wenn der Pfarrer das werfende Wesen herausforderte; ja es schleuderte sogar, wie über die Keckheit des Mannes erbost, einen großen Stein nach ihm, welcher jedoch mitten im Wurfe, wie ermattet, vor ihm niederfiel, als dürfe er ihn nicht treffen.

Die Hausgenossen und die Bewohner Gröbens, sowie des Filialdorfes Laasdorf hatte panischer Schrecken überfallen; der Pastor selbst aber war noch unerschüttert und hoffte noch immer auf Entdeckung des listigen Urhebers aller Quälereien. —

Während bis jetzt nur auf das Dach des Viehstalles und ohne Schaden, auch nur am Tage, geworfen worden war, fand man am Morgen des 2. Augusts zwei Steine im Vorderhause der Pfarrei selbst und schon im Laufe des Vormittags desselben Tages wurde bald an die Haus-, bald an die Stubenthüre, theils inwendig, theils auswendig mit großem Krachen geworfen. Steine und Kalkstücken flogen mitten hindurch durch die in der Stube versammelten Hausgenossen und schlugen schallend vor ihren Augen an die Stubenthüre, und zwar besonders an das Schloß derselben im mittleren Felde. Als jedoch der Pfarrer in dieses Feld den Spruch I. Buch Mosis, Cap. 3,

Vers 15: „Des Weibes Saamen soll der Schlange den Kopf zertreten“ geschrieben hatte, warf es nicht ein einziges Mal mehr dorthin, sondern nur noch an die andern Felder der Thüre. Besonders aber warf es, wenn der Tisch zum Essen zubereitet wurde oder der Pfarrer sich mit seinen Hausgenossen zum Essen gesetzt hatte. Nachts hörte das Werfen auf, aber früh, sobald der Tag graute, begann es wieder. Dabei waren Steine und Kalkstücke, welche geworfen wurden, von der Art, als wären sie an einem andern Orte des Hauses ausgebrochen; auch waren sie ganz trocken, obwohl es während der Zeit, wo sie geworfen wurden, oft heftig regnete. Dazu warf es jetzt oft an drei Orten zugleich in allen Theilen des Hauses.

Unter gleichen Beunruhigungen ging der 3. August vorüber. Der geplagte Heinisch, welcher zu seiner und seiner fast verzweifelten Leute Ermuthigung Morgens und Abends Betstunden eingerichtet hatte, versuchte Alles, um dem Wesen Einhalt zu thun; er hatte an die Stellen, wo Kalk und Steine ausgebrochen waren, den Spruch I. Joh. Cap. 3, Vers 8 geschrieben: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre“ und oft das werfende Wesen, doch stets ohne Erfolg, zur Antwort herausgefordert. Statt dessen fand er den angeschriebenen Spruch bald bis auf die Worte: „Werke des Teufels“ ausgekratzt. Nun stellte er sich, weil ihm von vielen Seiten gesagt wurde, der Thäter sei ein unsichtbarer Mensch, Stunden lang mit einem Stocke in der Hand an dem Orte auf, wo immer Kalk herausgebrochen wurde, in der Absicht, sobald Dies wieder geschehe, kräftig zuzuschlagen und so den Unsichtbaren zu treffen. Allein vergeblich! So lange er scharf aufmerkte, geschah Nichts; sobald er sich aber auch nur einen Augenblick umsah, war wieder Kalk herausgebrochen.

In dieser seiner Verzweiflung und Noth sah denn Jeremias

Heinisch keinen andern Ausweg, als den Rath gelehrter Männer über den Spuk einzuholen. In der Morgenfrühe des 4. Augusts machte er sich daher auf, befahl Weib und Kind, Haus und Hof dem obersten Hausvater und wanderte rüstig gen Jena, besonders um sich bei dem dortigen, hochberühmten Professor der Theologie, Dr. Johann Franz Buddeus, zu befragen.

Während seiner Abwesenheit aber tobte und warf es daheim auf solch ungeberdige Weise, als wäre der Werfende arg erbittert über das Benehmen des Hausherrn. Es zertrümmerte die Fensterscheiben in der untern Stube und warf zugleich auf das Heftigste auf das Stalldach und im Pfarrhause. Als nun der heimkehrende Pfarrer dies Treiben sah, stellte er einen Haufen Leute in der Stube, den andern im Hofe der Stube gegenüber auf und hieß Beide genau Obacht auf die Fenster der Stube haben; er selbst aber ging unabläßig von dem einen zum andern Theile. Aber Keiner von Allen wurde den zertrümmernden Stein früher gewahr, als bis er krachend durch das Fenster brach. Trat nun Jemand ganz nahe an das Fenster heran, so zerschmetterten zwar die Steine die Scheibe, fielen aber, wie ermüdet und zurückgehalten, nahe beim Fenster nieder. Trat man jedoch weit vom Fenster zurück, so flogen sie noch weit in die Stube hinein. Ebenso war es mit den von der Stube aus in den Hof geworfenen Steinen. Auch warf es mit einem großen Stück Eisen, welches schon lange von dem Gewichte der Uhr in der Unterstube weggekommen war, und am Abend warf es sogar ein mächtiges Kalkstück unter die zur Betstunde versammelten Hausgenossen.

Auch jetzt verlor der unerschrockene Pfarrer noch nicht den Muth. Als das Fensterzerbrechen am heftigsten war, breitete er sich über das Fenster aus und hieß es in Teufels Namen auf ihn zuschmeißen, wenn es so viel Gewalt dazu hätte. Er

stünde hier in seines Jesus Namen, der ihn von aller Macht des Satans erlöset habe, und wisse: Dieser werde ihn durch seine Allkraft mächtiglich schützen und zu rechter Zeit erretten. Während er so sprach und dem Werfenden seine Narrheit und Machtlosigkeit vorhielt, geschah kein Wurf; sobald er aber auch nur einen Schritt zurücktrat, ging das Scheibenzerbrechen lustig wieder an. Dazu lief der Pastor überall im Hause umher, schmiß die geworfenen Steine wieder zurück nach dem Orte zu, woher sie gekommen waren, sank an den Stellen, wo besonders stark geworfen wurde, auf die Kniee nieder, hieß das Wesen nochmals auf ihn werfen und bat Gott inbrünstig um Befreiung von der schweren Versuchung.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August, früh in der dritten Morgenstunde, wurde die Pfarrerin ganz unvermuthet und glücklich von einem Sohne entbunden. Diesen ließ der Pastor noch am Nachmittage desselben Tages, und zwar an dem nämlichen Orte taufen, an welchem der letzte Wurf mit dem schweren Eisenstücke geschehen war. Hierauf geschah sowohl an diesem Tage, als auch an den drei darauffolgenden Tagen weder in, noch außer dem Hause nicht ein einziger Wurf, so daß der geplagte Pfarrer sich schon für immer von dem Plagegeiste befreit glaubte.

Allein bereits am 9. August fing das Werfen von Neuem an, wenn auch geringer, als früher, und warf mit kurzen Unterbrechungen von diesem Tage an bis zum 22. August bald mehr, bald weniger. Da nun aber das Unwesen gar nicht enden zu wollen schien, fühlte sich der Pastor gedrungen, an letzterem Tage sowohl an einige gelehrte Männer in Gotha, Jena und Roda, als auch besonders an seine oberste Behörde, das Consistorium zu Altenburg, über das Treiben Bericht zu erstatten. Während er aber in seiner Studirstube diese Schreiben

abfaßte, tobte und wüthete es im untern Hause dermaßen, als wüßte der Werfende um sein Vorhaben und wolle dasselbe zu verhindern suchen.

Nunmehr trat die ganze Angelegenheit in ein neues, weit unangenehmeres Stadium. Bis jetzt hatte das Werfen wenigstens nur des Tages über gedauert und die Bewohner der Pfarrei doch des Nachts nicht beunruhigt. Vom 23. August an aber ließ es ihnen auch in der Nacht keine Ruhe, warf mit Bleistücken umher und mit Kalk auf die Schlafenden und kratzte wie mit Klauen an allen Schränken und Thüren. Zugleich aber begann vom 24. August an ein beispielloses Zerbrechen von Töpfen und Schüsseln; es nahm der Viehmagd beim Aufwaschen einen Topf unter den Händen weg, riß ein im Waschgewölbe angebundenes Säckchen voll Quarkkäse herab und streute diesen, obwohl die aus jenem Gewölbe in's Vorderhaus führende Thür fest verschlossen war, dennoch in letzterem umher. In dem ausgestreuten Käse aber war wie mit Hundspfoten herumgescharrt. Nachts aber kratzte es an den Thüren, warf ohne Unterlaß und schlug mit solcher Gewalt an die verschlossene Stubenthüre, daß diese krachend von dem Schlage aufsprang.

Im Laufe des 25. Augusts ging das Zerbrechen von Gefäßen munter fort. So wurde vor Aller Augen ein irdenes Waschbecken auf das Steinpflaster geworfen. Da es aber nicht ganz zerbrach, nahm es das Kindermädchen und setzte es wieder an seinen Ort mit den Worten: „Wir wollen doch sehen, ob er es noch einmal nehmen wird“ und sogleich wurde der Scherben wieder herabgestürzt, daß er in kleine Stücke zertrümmerte. Neue Töpfe wurden aus der im oberen Stocke befindlichen Küche hervorgeholt, ohne daß Jemand die Küchenthüre öffnen hörte, und im Unterhause vor den Augen des Gesindes

zerworfen, ohne daß auch nur einmal der Werfende zu sehen gewesen wäre, und ebenso wurde aus dem verriegelten Speiseschranke ein Napf mit Quarkkäse hervorgeholt, der Käse verzettelt und der Napf auf die Erde geworfen.

Da war das Maß der Plagen dem fast verzweifelten Pfarrer übervoll und seine Geduld ging völlig zu Ende. Sein Hausgesinde war verzagt und auf's Aeußerste entmuthigt, so daß Manche schon sich weigerten in dem verrufenen Hause zu bleiben, Andere sogar auf heimliche Flucht sannen; sein ganzes Hausgeräth war nicht mehr vor dem zerstörenden Wesen sicher, ja Vieles davon war sogar schon zerbrochen und zertrümmert; Tag und Nacht hatte er mehrere Monate lang keine Ruhe gehabt und seine kranke Frau und sein neugeborenes Kind welkten ihm sichtlich immer mehr dahin. Dabei war sein innerstes Gemüth bis zum Grunde erschüttert und von Zweifeln und Gedanken erfüllt, und drohend stieg aus alter Zeit die Gestalt seines unglücklichen Vorgängers, das bleiche, entstellte Antlitz Johannes Rodigasts, vor seiner bangen Seele auf, ihm ein gleiches Schicksal und gleiches Elend verheißend. Dazu kam noch, daß die von ihm befragten Gelehrten ihm hinsichtlich seines Verhaltens die entgegengesetzten Rathschläge ertheilt hatten, indem die Einen meinten, er solle dem Teufel nicht im Geringsten weichen, sondern unverrückt aushalten, die Andern dagegen der Ansicht waren, er könne mit gutem Gewissen die Wohnung verlassen, da die Plage keine persönliche, sondern nur eine örtliche sei. Da nun überdies ein tüchtiger Arzt in Roda von dem längern Verbleiben der Frau und des Kindes in dem beunruhigten Hause das Schlimmste für Beider Leben befürchtete, so entschloß sich der Pastor kurz und brachte noch im Laufe des 25. Augusts Weib und Kind und einen Theil seines zerbrechlichsten und kostbarsten Hausgeräthes in eine andere Wohnung, was zwar

Anfangs durch heftiges Werfen zu verhindern gesucht, dann aber ruhig zugelassen wurde. Jeremias Heinisch selbst aber blieb mit einer Anzahl Wächtern aus Gröben und Laasdorf in dem Spukhause zurück.

Nach dieser theilweisen Hausräumung warf es am 26. und 27. August ruhig weiter, riß im Keller die auf die Spundlöcher der Bierfässer geschlagenen Stückchen „Leimen" herunter und warf sie überall umher, so daß das Bier verdarb. Ebenso warf es in die im Keller befindliche Milch allerlei Unrath, so daß auch die Vorräthe an Bier und Milch fortgeschafft werden mußten. So ging es vom 28. bis zum 31. August ununterbrochen fort. Am 1. September wurde das Werfen immer heftiger und am 2. September warf es Tag und Nacht besonders an die Schlaguhr des Pfarrers, so daß er auch diese fortbringen lassen mußte. Am 3. September ließ der Pfarrer durch seine Mägde die sehr verunreinigten Stuben und das Haus von den dort liegenden Steinen und Kalkstücken säubern. Während dieser Zeit aber tobte es ganz greulich und warf so geschwind und mit solchem Krachen Stücke von Eisen und Steine nach den kehrenden Dienstboten, daß diese erst dann und nur so lange ihr Werk zu thun vermochten, als der Pastor sich über die Fenster breitete, in deren Nähe die Mägde gerade arbeiteten. Sobald er aber zurücktrat, wurde wieder desto heftiger geworfen und zwar beschrieben die Steine in dem Wurfe solch merkwürdige Bogen und Winkel, wie es einem menschlichen Steinwurfe nicht möglich war. Kurz nach geschehener Reinigung jedoch warf es häufiger und stärker, als jemals vorher, wie als wolle der Werfende eine solche Säuberung durchaus nicht leiden. So ging es am 4., 5. und 6. September weiter; doch warf es jetzt öfters der Abwechselung halber mit Hühnereiern, Wetzsteinen und dem im Hofe liegenden Flachse. Am 7. September

wirthschaftete es so toll in der Speisekammer und zerbrach dort so viele Gläser, daß auch diese ausgeräumt werden mußte, wobei sogar aus dem zugedeckten Korbe, in welchem die fortzuschaffenden Sachen verpackt waren, einige Gegenstände herausgenommen und zu Boden geworfen wurden. Um Mittag trieb es allerlei Unfug im Kuhstalle und am Nachmittag, als wegen der herbstlichen Kühle in der Unterstube Feuer angemacht worden war, warf es mit glühenden, aus dem Ofen genommenen Backsteinen und mit glühenden Kohlen durch das Fenster in den Hof, so daß das Feuer schleunigst mußte ausgegossen werden. Nun trieb es auf diese Weise weiter den ganzen Tag sein Wesen.

Endlich, am 8. September schlug dem armen Pfarrer und seinem heimgesuchten Hause die langersehnte Erlösungsstunde. Nur einmal noch warf es an diesem Tage nach einem der Wächter hin; dann ward es ruhig und still, still für immer. Verschwunden auf Nimmerwiederkehr war der tückische Kobold, vorbei alle Quälereien und Plagen! Noch einige Zeit wartete der vielgeplagte Pfarrherr; als sich aber das Werfen nicht wiederholte, ließ er bald seine ausgeräumte Habe wieder in seine frühere Wohnung schaffen und zog selbst kurze Zeit darauf mit Weib und Kind wieder ein in das alte Pfarrhaus. Das aber lag nun wieder ruhig da in Sommersonnenschein und Winterschnee; auf dem weiten Hofe spielten wieder, wie vorher, lustig die Kinder; die vertriebenen Schwalben kehrten munter zurück zu ihren kleinen Nestern unter dem Hausdache und leise strich der Wind durch die duftenden Fliederbüsche auf dem Kirchhofe herüber über die alte Pfarrei, in welcher nach langer Unruhe endlich wieder Frieden war, Frieden im Hause und in den Herzen. Niemals aber ist der böse Kobold wieder verspürt worden, obwohl nicht blos Jeremias Heinisch, sondern nach ihm noch manch anderer Pfarrer in dem alten Pfarrhause gelebt

und gehaust hat, bis erst im Jahre 1835 ein neues erbaut wurde. —

Außer den schweren Quälereien, welche ihm der werfende Kobold verursachte, plagte den armen Heinisch fast ebenso arg die grenzenlose Neugierde Derer, welche von Nah und Fern herbeiströmten, um das sonderbare Treiben sich anzuschauen und dann übertriebene Erzählungen davon in die Welt zu senden, und die Behauptungen und Rathschläge der zahlreichen Unberufenen, welche auf eigene Faust und jeder mit besondern Mitteln den Unhold zu verscheuchen suchten. Der eine Theil dieser Teufelsvertreiber bestand aus abergläubischen Leuten, die ohne Wissen und Willen des Pfarrers das ganze Pfarrhaus mit Sprüchen und Formeln bemalten oder sich ganze Tage lang in dem Hofe der Pfarrei aufstellten und so lange aus vollem Halse Bannsprüche hersagten, bis sie entweder sich heiser geschrieen hatten oder vom Pfarrer hinausgeworfen wurden. Der andre Theil, über welchen sich Jeremias Heinisch ebenso hart beklagt, waren ungläubige und leichtsinnige Patrone, welche, obwohl sie die klaren Wirkungen des Werfenden vor Augen hatten, doch von vorn herein Alles verhöhnten und verlästerten. Zu dieser Art rechnet er, wohl nicht mit Unrecht, auch eine Anzahl Studenten, welche gestiefelt und gespornt, federgeschmückte Barette auf den unruhigen Köpfen und mächtige Raufdegen an den Seiten, von Jena gezogen kamen und Einlaß in das Spukhaus nicht sonderlich höflich begehrten. Als ihnen ihr Ansuchen gewährt wurde, drangen sie mit vielem Geschrei in dasselbe ein, zogen ihre Degen, störten damit in die Feueresse und forderten unter gewaltigem Toben und Lärmen den bösen Geist dringend auf, sich von dannen zu heben. Der aber kehrte sich wenig an diese Aufforderung, sondern warf statt der Antwort an einen an der Treppe des Unterhauses stehenden Backtrog einen tüchtigen Stein

mit solchem Krachen und in der Art, daß er unmöglich so hätte von einem Menschen geworfen werden können. Da entfiel den tapfern Musensöhnen ihr Heldenmuth und kleinlaut zogen sie wieder zurück gen Jena, unglücklicher, als jene Hallenser Studenten, denen es im Jahre 1701 und 1704 gelang, einen unweit Halle in Schiebzig und Dieminz hausenden Kobold zu vertreiben. —

So stehen wir denn am Ende unserer ebenso glaubwürdigen, als unglaublichen Geschichte, und Nichts bleibt uns noch übrig, als die geringe Kleinigkeit: die Lösung des Räthsels. Zwar auch hierauf giebt uns Jeremias Heinisch eine lange und tiefgelehrte Antwort. Böse Leute, so urtheilt er, sind's nicht gewesen, denn sowohl sein Gesinde, als auch die Leute aus dem Dorfe, ja sogar alle Fremden, die sich der Pfarrei näherten, habe er genau beobachtet und auch nicht das geringste Verdächtige entdecken können, was ebenso vergeblich auch von den Gerichten und anderen Leuten versucht sei. Ein Mensch könne überhaupt nicht die Ursache des Werfens gewesen sein, weil es ja oft an mehreren Orten zugleich geworfen habe, aber wohl auch nicht mehrere Menschen zusammen, weil oft die Würfe so gegen alle Naturgesetze gewesen wären, daß Menschenhände nicht so hätten werfen können. War's also vielleicht ein unsichtbarer Mensch? Doch nein! Daran kann der Pfarrherr nicht glauben, daß ein Mensch sich unsichtbar machen und so seine Mitmenschen dann quälen könne. Oder hat nur die erhitzte und überreizte Phantasie des Pastors ihm einen Streich gespielt? Unmöglich; denn hundert andre, unparteiische Menschen haben ja Alles ebenfalls gesehen. Oder war es vielleicht ein „mechanismus naturae“, hat die Natur selbst durch eine ihrer geheimen, unerklärten Kräfte die Steine geschleudert und Töpfe und Schüsseln von ihren Bretern herabgeworfen? Auch diese Frage beantwortet

der Pfarrer mit einem entschiedenen Nein, und so kommt derselbe nach manchem Für und Wider auf den Schluß und Glauben, die Quälereien seien die Offenbarungen eines verborgenen Gottes gewesen, ihre Ursache aber ein Geist und zwar ein böser Geist, einer von jener schlimmen Sorte, welche man Kobolde oder spiritus familiares zu nennen pflegt, und in langer Erörterung sucht er äußerst gelehrt seine Ueberzeugung zu begründen und — zu beweisen.

Verargen können wir dem geplagten Pastor von 1718 seine Ueberzeugung nicht; aber ihr beistimmen noch viel weniger.

Doch selbst wenn wir von dem vernünftigen Standpunkte ausgehen, daß sich bei gehöriger Umsicht und Sorgfalt die ganze seltsame Angelegenheit natürlich hätte auflösen und erklären lassen müssen, drängen sich uns doch manche unlösbaren Fragen auf. War Einer der Dienstboten des Pfarrers, war ein Einwohner des Dorfs oder ein Fremder Ursache der Plagen? Oder waren es Mehrere zusammen, welche vereint den Unfug verübten? Und, wenn sie es waren, wie war es ihnen möglich, so lange Zeit trotz der Bemühungen des Pfarrers, der Gerichte und vieler andern Leute unentdeckt zu bleiben und so viele Menschen Monate lang zu täuschen und zu ängstigen?

Wir wagen, wir vermögen es nicht, eine Antwort hierauf zu geben. Alle die Fragen werden nie gelöst, all der Streit darüber wohl nie geschlichtet werden. Denn seitdem sich die Augen zuthaten, welche das seltsame Treiben leibhaftig geschaut haben, ist das Dunkel der Angelegenheit undurchdringbar geworden und die Möglichkeit, das geheimnißvolle Räthsel zu lösen, ist mit dem Geschlechte, welches jene Quälereien zu bestehen hatte, für uns wohl auf immer zu Grabe gegangen.

Die Rosen auf dem Birnbaume zu Bleifeld.

Vor Alters lag zwischen Schleifreisen und Bobeck im stillen Waldesgrün ein großes, stattliches Dorf, das hieß Bleifeld. Jetzt aber ist Nichts mehr zu sehen; denn es ist längst in Kampf und Streit untergegangen. Still ist es geworden an dem Orte, wo es gestanden; Moos und Haide haben die wenigen alten Trümmer verhüllend umschlungen, und nur Wenige kennen noch den Namen des vergessenen und versunkenen Dorfes.

Dort wohnte einst ein steinreicher Bauer, der hatte einen einzigen Sohn, einen jungen, braven Burschen, der dem Alten eine rechte Freude war. Als nun der Bauer immer älter wurde und nicht mehr wirthschaften konnte, wie in seinen jungen Jahren, sehnte er sich nach einem ruhigen Alter und wünschte, daß sein Sohn sich verheirathen und das schöne Gut, das sein eigen war, übernehmen sollte. Aber seines Sohnes Frau sollte ein reiches Mädchen sein, das ihm viel Geld und Gut und Aecker zubrächte und seinen Reichthum noch vermehrte; denn des Alten Herz hing mächtig am Gelde. Sein Sohn jedoch hatte sich heimlich ein schönes, braves, aber blutarmes Mädchen, die einzige Tochter einer armen Tagelöhnerswittwe aus einem Nachbardorfe, zum Weibe erkoren und, obwohl er seines Vaters Pläne kannte, wollte er sie doch heimführen trotz ihrer Armuth und seines Reichthums; denn er liebte sie so innig, daß er für sie sein Geld und Gut gern dahingegeben hätte.

Als nun der alte Bauersmann eines schönen Feierabends seine Pläne dem Sohne vortrug, dieser aber hartnäckig zu heirathen sich verweigerte, ohne jedoch hierfür einen Grund vorbringen zu können, forschte der Alte heimlich im Dorfe umher und erfuhr gar bald von der Liebe seines Sohnes zu dem armen Mädchen und nicht lange darauf von geschäftigen Zungen auch den

Ort, an welchem allabendlich die Liebenden sich zu treffen pflegten. Da gerieth der Alte in furchtbaren Zorn und schwur, der Sache bald ein Ende machen zu wollen. An einem der nächsten Abende versteckte er sich in der Nähe des Ortes jener zärtlichen Zusammenkünfte und traf richtig das höchlichst erschrockene Liebespaar. Wüthend vor Zorn verschwor er sich hoch und theuer, daß er lieber seinen Sohn verstoßen, als in dessen Verheirathung mit der Betteldirne willigen werde und daß das arme Mädchen nicht eher seine Schwiegertochter werden solle, als bis auf dem Birnbaume, unter welchem sie ständen, statt Birnen Rosen wachsen würden. Obwohl nun die Liebenden wegen dieser Drohung völlig verzagten und der Alte ganz sicher zu sein glaubte, daß er nie in diese Heirath zu willigen brauchte, so erbarmte ihrer sich doch der Himmel, der jedem echten und treuen Liebespaare, das sich so recht von Herzen lieb hat, nun einmal ganz absonderlich gnädig und zugethan ist. Denn siehe, was Niemand für möglich gehalten, geschah. Als der helle Frühling wieder in die stillen Waldgründe fröhlich seinen Einzug hielt, da erblühten ganz früh im Jahr, als noch Alles öde und traurig lag, auf dem Birnbaume, der all die heißen Schwüre und Küsse der Liebenden angehört hatte, zwei wunderschöne Rosen, die waren außen weiß wie frischgefallner Schnee, inwendig aber purpurroth wie brennende Liebe. Als der alte Bauersmann Dies sah, schlug ihm sein Herz und sein Gewissen regte sich. Er widersetzte sich nicht länger; denn es kam ihm doch in's Herz, daß eine Liebe, die aus einem alten Birnbaume so schöne, duftige Rosen hervorzaubern konnte, doch eine echte Liebe sei, die Probe halte und die keines Vaters Drohungen brechen und auslöschen könne. So gab er denn seine Einwilligung zur Hochzeit, die bald darauf mit allem Glanze gefeiert wurde, und weder er, noch sein Sohn hatten die Heirath

zu bereuen; denn das arme Mädchen ward die treueste Pflegerin des Alten und die bravste und beste Frau weitaus im ganzen Lande.

Fröhlichen Wiederkunft.

Zwischen Roda und Hummelshain liegt in einem schönen, von klaren Bächen durchflossenen Waldthale am Ende des Dorfes Wolfersdorf das Jagdschloß Fröhlichen Wiederkunft. Vor langer Zeit war der Thalgrund noch viel dunkler und düstrer, und auch an der Stelle, wo jetzt, von zahlreichen Teichen umgeben, das schöne Schloß sich erhebt, da standen nur hohe Tannen und wuchs nur grünes, weiches Moos. Erst später wurde das Jagdschloß Wolfersdorf erbaut und den schönen, freundlichen Namen: Fröhlichen Wiederkunft erhielt es erst seit dem Jahre 1552. Am 23. September dieses Jahres nämlich traf hier im grünen, schattigen Wald der edle Kurfürst Johann Friedrich, den man den Großmüthigen nennt, als er nach langer, für seinen theuern Glauben erduldeten Gefangenschaft wieder frei heimziehen durfte in sein liebes Sachsenland, zuerst nach schwerer Trennungszeit mit den Seinen wieder zusammen. Welch ein Wiedersehen war das nach so viel Noth und Leid und Gefahr! Wie rauschten die alten, knorrigen Bäume des Heimathlandes dem edlen Fürsten so freudig ihr Willkommen zu! Wie raunte und plätscherte der klare Waldbach dem Hartgeprüften so heimlich ein fröhliches: Sei gegrüßt! entgegen! Wie warf die milde Herbstsonne so goldighelle Strahlen auf die von keinem Weh gebeugte Gestalt des Dulderfürsten, wie als gebe sie gern ihren schönsten Purpur, das Bild einer solchen Wiedervereinigung zu beleuchten! Von diesem freudigen Zu-

sammentreffen aber führt das Schloß den Namen: Fröhlichen Wiederkunft.

Bei den sieben Eichen bei Meusebach.

In engem Waldthale liegt umrahmt von herrlichen Buchenwäldern einsam und versteckt das Dorf Meusebach, abseits von der Landstraße, mit der es durch einen schmalen Waldweg verbunden ist. So weit ab allem Lärm und Verkehr und so still versteckt liegt das kleine Dorf, daß die Alles verheerenden und überschwemmenden Heerzüge der Franzosen Anno Sechs diesen versteckten Erdenwinkel nicht aufzufinden vermochten. Doch auch die List der schlauen Meusebacher schützte das Dörfchen, fast mehr noch, als die versteckte Lage desselben, vor dem Besuche der Franzmänner. Durch gefällte Bäume und künstlich errichtete, scheinbare Dickichte machten sie den ohnehin nicht sehr kenntlichen Waldweg zu dem Dorfe völlig unsichtbar und entgingen so den nicht sehr angenehmen Durchzügen der Rothhosen. Nur ein einziger Franzmann war klüger, als die Meusebacher. Er durchschaute ihren künstlichen Bau mit Kennerblick und witterte das stille Dörfchen aus. Allein die Bauern schlugen den unverhofften, überschlauen Gast sofort auf's Haupt, begruben ihn eilig sammt seinem Geheimnisse, das er so fein ergründet hatte, und setzten mitleidig dem fremden Manne fern der Heimath auf sein vergessenes Grab ein steinernes Kreuz, welches noch heute dem Vorübergehenden von dem gallischen Vorwitze erzählt.

Das Dorf Meusebach selbst aber lag vor alter Zeit nicht an der Stelle, wo es heutzutage steht. Wohl über eine Viertelstunde davon lag es in der einsamen Haide, auf der sich noch jetzt die versunkenen Trümmer von Gebäuden und Brunnen vorfinden.

In alter, uralter Zeit nämlich jagte eines Tages ein mächtiger Graf einen stattlichen Hirsch und trieb ihn vor sich her bis in das Dorf. Das gehetzte Thier suchte endlich in der offen stehenden Hütte eines frommen Einsiedlers, welcher seine stille Klause „bei den sieben Eichen," einem noch heute unter diesem Namen bekannten Waldorte, aufgeschlagen hatte, Schutz vor seinen drängenden Verfolgern. Diese aber achteten nicht der flehenden Bitte des alten Mannes, das arme Thier, das sich vertrauensvoll zu ihm geflüchtet hatte, zu schonen. Mitleidslos trieben sie den Hirsch heraus und erlegten ihn. Da ergrimmte der alte Einsiedler über die hartherzigen Jäger und sprach einen schweren Fluch über sie und ihr Dorf, daß es von der Erde verschwinden und nicht eher wieder an das Tageslicht kommen solle, bis die Thiere des Waldes seine Spuren wieder auffinden würden.

Der Fluch des Alten aber erfüllte sich; das Dorf verschwand, und erst nach langen Jahren wühlten wilde Schweine die Glocken der versunkenen Dorfkapelle wieder auf. Köhler, die im Walde ihre Meiler hatten, fanden sie dann und schenkten sie der Kirche zu Tröbnitz, welche noch jetzt eine Glocke besitzt, deren Inschrift berichtet, daß sie durch Schweine dem Tageslichte wiedergegeben sei. Die dankbare Kirche aber belohnte die Köhler so reichlich, daß sie durch Erbauung fester Häuser anstatt ihrer frühern beweglichen Hütten die ersten Anfänge des heutigen Dorfes Meusebach begründeten.

Der Sperlingsbann zu Meusebach.

Seit Menschengedenken und weit darüber hinaus ist in dem Dorfe Meusebach kein einziger Sperling gesehen worden.

Keiner dieser ringsum in Städten und Dörfern so zahlreich verbreiteten Vögel baut dort sein Nest, noch nistet er dort, wenn man ihn dahin gebracht hat. Es ist, als wenn das Geschlecht der Spatzen einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Walddorf und seine Umgebungen hätte, als triebe die kleinen Geschöpfe eine geheime, unergründbare Macht, das Gebiet des Dorfes ängstlich zu vermeiden. Denn ein Meusebacher würde sich nicht mehr wundern, wenn ein buntgefiederter, kreischender Papagei über das Dorf hinflöge, als wenn ein muntrer Sperling sein „Schuck, Schuck" plötzlich vor einer Scheuer hören ließe. Das aber soll also zugegangen sein:

In Meusebach wohnte einmal ein Schulze, der hieß Leonhard und hatte einen Sohn, welcher zuerst das alte Herkommen verachtete und, statt daheim zu bleiben im kleinen Dorfe bei Vater und Mutter, auf und davon ging in die ferne, weite Welt. Lange nun wußte kein Mensch im Dorfe Etwas von des Schulzen Sohn und Niemand kümmerte sich um den Fortgegangenen, noch grämte sich Jemand sehr um sein Scheiden und Ausbleiben. Nur seine Eltern und Geschwister dachten manchmal an ihn und sprachen wohl auch des Sommerabends vor der Hausthüre auf der Bank oder an langen Winterabenden in der warmen Stube von dem fernen Sohne und Bruder. Da nach langen, langen Jahren kam er wieder heim und war kaum wieder zu erkennen, so sonnenverbrannt und verändert war er und so wild sah er aus. Aber reich war er geworden, unermeßlich reich und war weit in der Welt herumgekommen. Nun traf es sich aber gerade, daß am Tage darauf, nachdem er heimgekehrt war, die Hochzeit seiner jüngsten Schwester mit einem reichen Burschen aus dem Dorfe gefeiert wurde. Der reiche Bruder schenkte der Braut zu diesem Feste ein kleines Kästchen, aus welchem, als es geöffnet wurde, zwei kleine Vögel zwitschernd

herausflogen, welche er Sperlinge nannte und an denen nicht nur seine Schwester, sondern das ganze Dorf seine Freude hatte.

Allein nicht viele Jahre vergingen, als die Sperlinge sich in erschreckender Weise gemehrt hatten, und mit jedem Jahre wuchs die Anzahl der Vögel immer mehr und mehr, so daß, was die Bauern gesäet hatten, die Sperlinge wegfraßen und Felder, Bäume und Wiesen dermaßen verheerten, daß die Bauern statt ihrer Ernte nur das leere Nachsehen hatten. Allerlei Mittel wurden angewandt, die gefräßigen Thiere zu vertreiben; aber keines half und die Verlegenheit der Bauern wurde immer ärger und größer. Da, als die Noth am größten war, kam ein Jägerbursche in's Dorf gewandert, ein lustiger, gewandter Gesell in grüner Waidmannstracht, der wohl bewandert war in allerlei Künsten und, als er die Verzweiflung der Bauern sah, ihnen zu helfen versprach, wenn man ihm erlauben wollte, aus den schönen Feldern und Wiesen Holz und Wald zu machen und überall Bäume anzupflanzen. Das gaben nun die geängstigten Meusebacher von Herzen gern zu, wenn sie dadurch nur vom Meister Spatz und seiner Familie befreit wurden. Der Jägerbursch aber kaufte zwei Wagen Fichtensamen und einen Wagen Bucheckern, die säete und pflanzte er unter kräftigen Bannsprüchen viel Tage lang auf den weiten Feldern und Wiesen. Und siehe da, als das letzte Feld besäet war, da waren auch die Sperlinge weg und verschwunden auf Nimmerwiederkehren. Denn er hatte den Spatz und seine ganze Sippe auf so viele Jahre verbannt, als er Samenkörnchen ausgestreut und Bäume gepflanzt hatte. So wird es denn wohl noch eine geraume Zeit dauern, ehe des Jägerburschen Zauber gebrochen wird und die ersten Sperlinge wieder in Meusebach ihren Einzug halten. Wir wenigstens werden es wohl nicht erleben.

Kahla.

Die Saalnixe bei Kahla.

In und um Kahla ist die Rede gäng und gebe: „Die Saale fordert jedes Jahr ihr Opfer“ und Jeder hat sie wohl einmal gehört, der in dem Städtchen jemals gewesen ist. Damit aber hat es seine eigne Bewandtniß:

Oberhalb Kahla's ist eine Stelle, wo die Saale durch an den Fluß herantretende Felsenwände verengt und zusammengedrängt ist. Ein reizender, prächtiger Flecken Erde ist's dort, so abgeschlossen, so einsamkühl und so voll Frieden! Und dazu strömt und rauscht das klare Saalwasser so goldig hell, so durchsichtig blau und seine Wellen brechen sich so brausend und plätschernd an den röthlichen Felswänden, daß es Einen unwiderstehlich lockt und treibt, in der kühlenden Fluth bei sengender Sonnenhitze die Glieder zu baden.

Dieser Ort aber ist gerade der Lieblingsaufenthalt und Wohnsitz der Saalnixe, der Beherrscherin des Saalflusses, die dort unten in wogender Tiefe ihr grüngoldenes Reich hat aufgeschlagen. An schönen Sommertagen, wenn die Sonne hoch am lichtblauen Himmel steht, die grünen Wiesen ringsum balsamisch duften und die klare Fluth regungslos und ruhig wie eine strahlende Silberfläche liegt, dann steigt sie leise und langsam hervor aus den schimmernden Wogen, vorsichtig spähend, das nackte, göttlichschöne Meerweib, hebt lockend den blendend weißen Leib aus dem funkelnden Wasser und, das lange,

wallende Goldhaar mit blitzendem Kamme strählend, wiegt sie sich kosend in den klaren, flüsternden, wogenden Fluthen. Da will sie Hochzeit feiern mit einem schönen Menschenjünglinge und sich mit ihm vermählen in heißer, glühender Liebesfeier. Wehe dann Dem, der arglos sich dem Orte naht! Tückisch zieht das schöne Weib den bethörten Jüngling zu sich hinab in die kalte, trügerische Tiefe, hinab in das blaue, öde Wellengrab und hält ihn für immer dort unten gefangen in ihren kalten, umstrickenden Armen.

Wer aber das nicht weiß, der sagt, die Saale fordre jedes Jahr ihr Opfer.

Das Schlachtfeld bei Kahla.

Anno Sechs nach der unglücklichen Schlacht bei Saalfeld sammelte sich das dort geschlagene preußische Heer und zog in wilder Eile nach Jena zu, um auch dort nochmals schwer auf das Haupt geschlagen zu werden. In jenen Tagen vor und nach der Schlacht bei Jena zogen gewaltige Heeresmassen zwischen Kahla und Jena längs den Ufern der Saale dahin, das preußische Heer in Flucht und Elend, die siegreiche Armee der Franzosen in jubelnder Verfolgung, und wälzten sich mit all ihren Verwundeten und Sterbenden rastlos weiter. Wie Viele blieben dort auf jenen Feldern liegen, von tödtlicher Kugel getroffen, wie Viele mußten hülflos von den Kameraden zurückgelassen, wie Viele eilig eingescharrt werden, fern der Heimath, auf grünem Feld, am Ufer der rauschenden Saale! Da liegen nun Deutscher und Franzos, die sich im Leben tödtlich gehaßt, Sieger bei Besiegtem, still und ruhig bei einander und schlafen Alle dem ewigen Morgen entgegen.

Des Nachts aber da ist ein gar seltsam Leben und Treiben im Mondenscheine auf den stillen Feldern. Todte Tamboure steigen aus ihren einsamen Gräbern und wirbeln mit Knochenhänden die schaurige Geisterreveille; gestorbene Reiter auf Rossegerippen mit grinsenden Schädeln, in zerfetzten, wehenden Mänteln jagen über den monderhellten Plan; lange begrabenes Fußvolk erhebt sich, auf die verrosteten Flinten gestützt, aus vergessenen Grabhügeln, reiht sich in rasselnde Glieder und marschirt nach gespenstisch dumpfen Trommelschlägen geisterhaft auf und ab; Alles, was da begraben liegt in öder Grube, kommt nach und nach hervor, stellt sich in seine Reihen und gesellt sich zu den andern Gerippen, die schauerlich im Mondenlichte flimmern und glänzen.

So marschiren sie in lautloser, unheimlicher Stille, eine gespenstische Geisterparade, dahin, bis die Glocke vom nahen Dorfkirchthurme mahnend und dumpf Eins herabdröhnt und all die todten Soldaten sich ruhig wieder in ihre Gräber legen, um weiter zu schlafen bis zum jüngsten Tage, wo sie, der kleine Vortrab, mit der großen Todtenarmee der Freiheitskriege vereinigt werden und die tapfern Gefallenen von Anno Sechs zu den tausend Anderen stoßen, die später noch für Deutschlands Ehre sind in den schönen Tod für's Vaterland gegangen.

Der Trompeter von Rothenstein.

Das mag nun wohl eine lange, lange Zeit her sein, als der dreißigjährige Krieg im Lande tobte und wüthete, da stand das schwedische Heer in der Umgegend von Kahla dem Feinde gegenüber. War doch der edle Schwedenkönig Gustav Adolf unsern lieben Glaubensgenossen mit starker Kriegsmacht zu

Hülfe gezogen, um den theuern, protestantischen Glauben gegen Anfechtung und Fährde treulich zu schützen.

Unter den Schweden war nun aber ein lustiger und braver Trompeter, kann nicht sagen, wie sein Name war. Das war ein munteres, junges Blut, das für seinen Glauben und seinen guten König stritt und focht und bei all' seinen Kameraden, absonderlich aber bei den Mädeln gern gesehen war. 'S war aber auch ein schmucker, stattlicher Bursch und stand Niemandem im ganzen Heere der bunte Waffenrock und der blanke Helm so gut wie ihm, hatte Keiner den schwarzen Schnurrbart so zierlich gedreht und hing Keinem die strahlende Trompete so nett auf dem Rücken. Ja, wenn er so auf seinem wackern Rosse daherritt, da schauten ihm alle Mädchen nach und wünschten sich den schmucken Burschen zum Schatze.

Dazu war aber der Trompeter auch ein braver Soldat, der seinen Degen mit Ehren trug, bei jedem gefährlichen Strauße gewesen war und manch keckes Reiterstücklein mitgemacht hatte. Daher hatten ihn seine Vorgesetzten gern und hielten große Stücke auf ihn, und, wo ein braver Reiter und muthiger Kriegsmann gebraucht wurde, da war der Trompeter der Ersten Einer, der mit dem Auftrage betraut ward.

Da war nun einmal, als des Trompeters Regiment hinter Jena, so bei Kahla herum, stand, eine wichtige Nachricht zu den Truppen, die am andern Ufer der Saale bei Oelknitz standen, noch spät in der Nacht zu befördern, und unser Trompeter ward zum Botschafter ausersehen. Der sattelte denn auch munter sein Roß und ritt, die Botschaft wohl verwahrt haltend, ruhig fürbaß; denn es war ihm nicht bange, obgleich er auf seinem Ritte wohl auf Feinde stoßen konnte. —

Es war eine stille, laue Sommernacht; in dem tiefblauen Himmelsgrunde droben funkelten und leuchteten tausend goldene

Sterne und die weite, schlummernde Erde lag ruhig in Traum und Duft, als der Trompeter so nach Mitternacht durch die mondbeglänzte Gegend dahinritt. Viel Schönes und Liebes kam ihm dabei in den Sinn, von seiner nordischen Heimath im schönen Dalecarlien, von seiner Mutter und seiner Herzliebsten daheim, die vielleicht gerade jetzt recht innig an ihn dachten oder von ihm träumten, und, wie ihm dies Alles so recht lieb und freundlich durch das Herz ging, ward's ihm so wohlig und lustig zu Muth, daß er am liebsten frisch in die Trompete gestoßen hätte, wenn ihn nicht das Blasen in der von Feinden besetzten Gegend leicht hätte verrathen können.

So war er manche Stunde dahingeritten und nicht weit mehr konnte er von seinem Ziele entfernt sein; denn die Sterne glänzten schon matter und ein frischer Morgenwind strich über die Erde. Da gewahrte er plötzlich in geringer Entfernung einen Trupp feindlicher Reiter, die langsam und ruhig ihres Weges ritten. Zwar hatten sie ihn noch nicht bemerkt; jedoch sie mußten ihn sehen, es war unmöglich, ihnen unbemerkt zu entschlüpfen; denn weithin dehnte sich ein breites, ebenes Feld bis fern zum Horizonte aus. Und siehe, schon schienen sie ihn zu gewahren; aufmerksam schauten sie zu ihm herüber — jetzt erkannten sie in ihm den Feind und sogleich trabte der kleine Zug auf den entdeckten Reiter zu. Der aber gab eilig seinem treuen Rosse die Sporen, der tüchtige Renner griff mächtig aus und flog wie ein Pfeil dahin über die weite Gegend, so daß die Nachsetzenden immer mehr hinter ihm zurückblieben und die Entfernung zwischen ihm und denselben immer größer und größer wurde.

So mochte er eine geraume Zeit in rasender Geschwindigkeit dahingejagt sein; aber nach und nach ermüdete sein treues Thier und bald unterschied er wieder deutlich seine Verfolger,

die er vorher fast schon aus den Augen verloren hatte. Weit konnte er unmöglich von dem Orte seiner Bestimmung sein; noch einmal drückte er dem braven Thiere die Sporen in die Weichen und sprengte voller Hoffnung in ein kleines Wäldchen, das ihn verbergen und seine Spur den Feinden entziehen sollte.

Da, wie er in gestrecktem Laufe über den grünen Waldboden dahinschoß, stieg das Roß plötzlich hoch empor und bäumte sich jäh — es schauderte den muthigen Reiter und Schwindel umfing seine Sinne — vor ihm, tief, bergetief dehnte sich ein lachendes Gefild aus, in dem sich die Saale wie ein breites Silberband dahinzog und er deutlich die Lagerfeuer der Kameraden unterscheiden konnte, — aber ein schauerlicher Abgrund hemmte seine Bahn und schien ihn rettungslos in die Hände seiner Verfolger zu liefern. Nirgends, nirgends, wie er auch spähte, zeigte sich ein Weg, nirgends eine Möglichkeit hinabzukommen — lebend konnte kein Sterblicher dort unten anlangen!

Doch die Zeit drängte immer mehr; näher und näher kam der Feind, schon vernahm er deutlich das Rossegetrappel, schon hörte er den Ruf, sich zu ergeben — es war kein Augenblick zu verlieren. Da dachte er an die Wichtigkeit seiner Botschaft, die er versprochen hatte, um keinen Preis in Feindes Hand fallen zu lassen; da dachte er an die Freude, die seine verhaßten Verfolger haben würden, wenn sie ihn gefangen nähmen, dachte an einen braven Reiterstod für das theure Vaterland, für den guten König und den heiligen Glauben — er schloß die Augen und empfahl seine Seele Gott — dann sprengte er hinunter in die steile, schwindelnde Tiefe.

Allein Gott, dem kein Ding unmöglich ist, hielt seine Hand gnädig über den braven Trompeter, daß ihm nicht Abgrund, noch Tiefe etwas anhaben konnte; wohlbehalten langte

er, von Gottes Engeln geleitet, unten im Thale an, da, wo noch heute ein im Felsen eingedrücktes Hufeisen die Stelle der wunderbaren That bezeichnet. Schnell stürzte er sich nun in die rauschenden Fluthen der Saale und glücklich trug ihn sein Roß hindurch, dann aber sank das treue Thier todt zur Erde nieder.

Da erfaßte den Geretteten mit unendlicher Gewalt das Gefühl unaussprechlichsten Dankes gegen den gnadenreichen Gott, der dies große Wunder an ihm gethan und ihn aus Feindeshand und Tod errettet hatte, und, überwältigt von Dem, was in seinem Herzen glühte, stieß er schmetternd in die Trompete und blies kräftig und voll, daß die hohen Waldberge ringsum leise den Klang nachhallten, das alte Sieges- und Dankeslied unserer Kirche:

„Nun danket Alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut,
An uns, an allen Enden.“

Da verstummte plötzlich Klang und Schall, hastig griff der Kriegsmann mit der Hand nach dem Herzen; es war mit ihm zu Ende. Eine feindliche Kugel hatte ihn getroffen, sie war mitten durch das Herz gegangen.

So fanden ihn seine Kameraden todt dahingestreckt auf den blumigen Wiesen am Ufer der Saale. Die eine Hand hielt noch fest die treue Trompete, die andere hatte er im Todesschmerze auf das Herz gepreßt, dahin, wo er die Botschaft trug, um die er sein Leben gegeben hatte. Traurig und stumm standen seine Kameraden um ihn; drüben aber im Osten stieg leuchtend die Sonne auf, überglänzte hell das weite, erwachende Land und goß ihre ersten, purpurnen Strahlen verklärend auf den todten Trompeter, welcher eben einen braven und echten Reiterstod gestorben war.

Der Blutteich in Kahla.

An der Kirche zu Kahla lag vor Alters ein kleiner Teich, der hieß der Entenplan und war voll schmutzigen, trüben Wassers und eigentlich Nichts weniger, als etwas Besonderes. Und doch war er wohl einer der merkwürdigsten Teiche der Welt. Denn zweimal, so berichtet die Sage, soll sich sein trübes Wasser in Blut, in rothes, fließendes Blut verwandelt haben, und zwar jedes Mal vor einem schweren Unglück und vor harter Noth, welche bald darnach Stadt und Einwohner heimsuchen sollten. Zum ersten Male floß Blut statt Wassers um Johannis des Jahres 1635, in der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges; und nachher kamen kaiserliches Kriegsvolk und Kroaten in die Stadt, welche lästerlich sengten, brannten und plünderten. Hierauf geschah das Wunderbare zum zweiten Male am 3. December 1679, als Simon Trandorff Pastor zu Kahla war, und kurz darauf kam die Schreckenfeldtsche Sekte in die Stadt, welche eine Zeit lang in dem Städtchen zu dessen Unheile ihr Wesen trieb. Von jener Zeit an aber ist nicht wieder Blut geflossen im Teiche an der Kirche zu Kahla und wie vorher blieben die Wellen des alten Teiches trübe und grau zum Glücke für Stadt und Bürger, die sie sich gar nicht anders wünschten.

Ober- und Untergneus.

Mitten in schönen, reichen Feldern, üppigen Saaten und grünen, saftigen Wiesen liegen friedlich die beiden Dörfchen Ober- und Untergneus. Von diesen sagt man, daß der erste Ansiedler beim Anblick des fruchtbaren Bodens und der üppigen, reichen

Natur in der Freude seines Herzens und sich selbst zum frohen, freudigen Genießen all des Herrlichen und Schönen auffordernd ausgerufen haben soll: „Geneus!“ Von diesem Ausrufe aber sollen die beiden Dörfer ihren seltsamen Namen erhalten haben.

Heinrich zum Paradies und das Bäuerlein.

Die Stadt Kahla und die Veste Leuchtenburg hatte im vierzehnten Jahrhundert ein reicher Bürger aus Erfurt, Heinrich zum Paradies, von den Grafen von Schwarzburg gekauft. Allein die Herrlichkeit seiner Herrschaft sollte nicht allzu lange währen. Herr Heinrich zum Paradies war ein gewaltthätiger, eigenmächtiger Kopf, welcher nach seinem Gutdünken im Lande schaltete und waltete und that, was ihm beliebte. In seinem Uebermuthe hing er im Jahre 1390 sogar ein biedres Bäuerlein, welches in der Saale unter der Leuchtenburg sich einige Fische zu einer Mahlzeit fing, ohne ihn zu verhören, sofort eigenhändig an einer Weide auf. Diese That aber sollte dem Uebermüthigen theuer zu stehen kommen. Die Verwandten des Erhängten brachten die Angelegenheit an die Landgrafen von Thüringen, die Brüder Friedrich und Wilhelm, und baten sie, die Unthat des stolzen Mörders zu rächen. Diese, welche das Unrecht haßten und dem Unterdrückten gern ihr Recht verschafften, forderten in Briefen Genugthuung von dem Thäter und von den Bürgern Erfurts. Allein, da Herr Heinrich hierauf ziemlich grob antwortete und auch die Erfurter die Sache lau und lässig betrieben, besannen sich die Fürsten nicht lange, belagerten Stadt und Burg und, da die Erfurter ihnen nicht schnelle Hülfe leisteten, nahmen sie in siegreichem Sturme die Veste Leuchtenburg, und Kahla ergab sich ihnen, nachdem die

Burg gefallen war, schleunigst. Heinrich von Paradies aber verlor Burg und Stadt und ließ sich wohlweislich im Lande nicht wieder sehen.

So rächten die Landgrafen in Thüringen das ihrem Unterthane zugefügte Unrecht und den schmachvollen Tod des armen Bauers, der in Herrn Heinrichs zum Paradies Flusse gefischt hatte.

Zwei Auferstandene.

Am 21. Mai 1579 Vormittags 10 Uhr starb zu Hummelshain ein Bauersmann, Namens Hans Teuffel, zu einer Zeit, da die Pest arg in dem Orte wüthete und viele Opfer forderte. Als er nun gestorben war, kleideten sie ihn an und legten ihn in den Sarg; da sie ihn aber aus seiner Wohnung hinweg nach dem Kirchhofe tragen wollten, siehe, da erwachte der Todte, erhob sich aus seinem Sarge und ließ den Pfarrer Caspar Pempel sagen, er möge entschuldigen, daß er ihm mit seinem Tode Mühe gemacht habe, allein er sei wieder auferstanden, da Gott sein Bitten erhört habe und ihn noch länger leben lassen wolle. So lebte denn der Auferstandene noch 4 Jahre nach seinem ersten Tode und erst im November des Jahres 1583 starb er wirklich und stand nicht wieder auf von seinem letzten Bette.

Noch wunderbarer waren die Schicksale der Frau des Bauers Urban Möbius zu Partschefeld, Margaretha, einer Kindesmörderin, welche zur Strafe für ihr Vergehen zum Tode durch Ersäufen verurtheilt worden war. Diese glaubte so fest daran, daß sie nicht im Wasser sterben würde, daß sie sogar einen Trunk, den man ihr, bevor man sie zum Tode führte,

anbot, mit den Worten zurückwies, daß sie erst nach ihrer Rückkehr vom Todesgange trinken wolle. Und wirklich! Das erste Mal, als sie ersäuft werden sollte, brach der Damm des Wassers, in welches sie gestürzt werden sollte, und das zweite Mal fand man sie, obwohl sie lange im Wasser gelegen hatte, noch am Leben. Wegen dieser wunderbaren Begebenheit schenkte der Magistrat der Sünderin das Leben und verwandelte ihre Strafe in eine halbjährige Verbannung, aus der sie gesund und wohlgemuth zurückkehrte. Erst am 25. März 1651 wurde sie nach friedlichem Tode zu Partschefeld begraben.

Aus dieser und manch anderer Geschichte bildete sich der in jener Zeit allgemein verbreitete Glaube, daß man im Tode und im Sterben gestört werden und dann nicht sterben könne, sondern noch länger leben müsse.

Der schwarze Teich bei Mötzelbach.

In der Stadt Kahla hat es einen Teich gegeben, dessen Wasser sich zu Zeiten in rothes Blut verwandelte. Obgleich dies nun gewiß eine merkwürdige Eigenschaft eines Teiches ist, so ist sie doch noch lange nicht die merkwürdigste; denn nicht gar weit davon liegt ein Teich, welcher mehrere Male — gebrannt hat, eine für einen Teich gewiß höchst seltsame und wunderliche Eigenschaft.

Am Wege von Dorndorf nach Mötzelbach nämlich liegt „der schwarze Teich" in torfreichem, fast vulkanischem Boden. Dieser Teich soll im Jahre 1686 und auch bereits vierzig Jahre vorher in einem glühend heißen Sommer, als Hitze und Gluth Alles ringsum versengt und verbrannt hatte, ausgetrocknet sein und sich sogar von selbst entzündet und einen

ganzen Sommer lang gebrannt haben. Weithin, stundenweit hat man den Rauch und Dampf des brennenden Teiches gesehen; hell jedoch hat das Feuer nie gebrannt; wenn man aber eine Scholle Erde aufnahm, da schlugen die hellen Flammen heraus und man sah es darinnen unheimlich glühen und flammen, wie in einem Schmelzofen.

So ist denn wirklich das Unglaubliche wahr geworden, daß einmal ein Teich in Flammen gestanden hat.

Den Letzten hole der Teufel!

Bis zum Jahre 1642 hausten zu Uhlstedt die Herren von Kochberg, ein tapferes und mächtiges Geschlecht, deren Stammesletzter, der Ritter Georg Eckard von Kochberg, in diesem Jahre eines von dem Chronisten nicht mit Unrecht höchst tragisch genannten Todes verstarb. Mit anderen Adeligen war der Ritter nämlich in Kahla zu einem Gastmahle gewesen, wo es toll und lustig genug hergegangen und tüchtig gespielt und gezecht worden war. Nun, als der Abend herandämmerte und die Herren des Zechens müde geworden waren, ließen sie ihre Rosse satteln und sprengten unter Scherzen und Lachen, die Meisten übervoll des edlen Weines, dem sie reichlich zugesprochen hatten, zum Thore der Stadt hinaus, spornstreichs ihren Rittersitzen und Schlössern zu. Als sie so zwischen Kahla und Großeutersdorf in die Nähe der sogenannten Barmse kamen, da rief einer der Reiter in frevelhaftem Uebermuthe aus: Den Letzten hole der Teufel! Da gaben Alle ihren Rossen die Sporen und strengten sich gewaltig an; denn Keiner wollte zurückbleiben. Auch der Ritter von Kochberg, welcher gerade der Letzte der Reitenden

war, spornte heftig sein Pferd, daß es sich hoch aufbäumte und in rasender Eile dahinschoß. Plötzlich aber scheuete das Thier, stürzte in einen Graben nahe am Wege und begrub unter sich seinen tollen Reiter, der von den Nachkommenden mit gebrochenem Genicke als Leiche unter ihm hervorgezogen wurde.

So `strafte Gott rächend den Frevel der Uebermüthigen, indem er wahr werden ließ, was sie gewollt hatten; denn der Teufel hatte wirklich den Letzten geholt.

Orlamünda.

Das Thüringische Bethlehem.

Da, wo sich die Orla der rauschenden Saale vermählt, um in gutem Verein mit dieser weiter durch die deutschen Gaue dem Meere zuzuströmen, erhebt sich auf hohem, rothem Sandsteinfelsen das freundliche Städtchen Orlamünda. Ruhig und friedlich schaut es von seinem Felsenthrone herab auf das weite, fruchtbare Thal, die düstern Wälder, die freundlichen Dörfer und die blauen Windungen des Saalstroms, und, wer unten am Fuße des Berges vorüberzieht, dem glänzt das Städtchen so abendsonnenbeschienen und so voll Frieden entgegen, daß es dem heimathfernen, einsamen Wandrer sehnsüchtig um's Herz wird. Aber auch von einer thatenreichen, glänzenden Vergangenheit redet die alte Stadt und vornämlich die feste Kemnate, der Ueberrest des stolzen Wohnsitzes der reichen und mächtigen Burggrafen von Orlamünda, erzählt dem Besucher manch schöne Geschichte von den kühnen Thaten der stolzen Herren, von den schönen Frauen, die sich auf dem Söller der Burg im Abendscheine ergingen, von dem weiten Umfange und der großen Pracht des Ritterschlosses und von dem, was übrig geblieben ist von all der Herrlichkeit.

Außer der schönen Umgebung, der schmucken Lage und den zahlreichen historischen Erinnerungen ist an dem Städtchen aber noch etwas Merkwürdiges, von dem wohl nur Wenige Kunde haben. Die Lage und der Bau Orlamünda's soll nämlich der

Geburtsstadt unseres Heilandes Jesu Christi so ähnlich sein, daß einst ein Herr von Bünau aus Altenburg, ein gelehrter und weitgereister Mann, welcher lange im Morgenlande gewesen war, als er zum ersten Male Orlamünda sah, ausgerufen hat: „Wenn ich Orlamünda sehe, so sehe ich Bethlehem, so sehr gleichen sich die Beiden.“

Deshalb wallfahrtete auch in früherer Zeit viel Volkes nach dem Orte, der jener Gottesstadt so ähnlich war, und man nannte das Städtchen damals und nennt es wohl auch noch heute: das Thüringische Bethlehem.

Luther in Orlamünda.

Das Städtchen Orlamünda, so klein es auch ist, hat unserm Doctor Martin Luther einstmals doch schwere Kümmerniß und Sorge bereitet. Zu Ende des Jahres 1523 war nämlich der Magister Andreas Bodenstein, welcher von seiner Vaterstadt, dem Städtchen Karlstadt in Franken, den Namen Andreas Karlstadt erhalten hatte und den nicht mit Unrecht der friedfertige Melanchthon sein böses ABC zu nennen pflegte, plötzlich von dem Dorfe Segrehna bei Wittenberg, wo er als einfacher Nachbar Andres eine Zeit lang einen kleinen Bauerhof bewirthschaftet hatte, nach Orlamünda gekommen. Karlstadt war früher einer der gelehrtesten Professoren der Wittenberger Hochschule gewesen, hatte Anfangs auch die Sache der Reformation mit wahrem Feuereifer gefördert und, nächst Luther, als ihre bedeutendste Stütze gegolten; allein, als Luther auf der Wartburg war, hatte er in Wittenberg großes Unwesen angerichtet, indem er aus Mißverstand der christlichen Freiheit mit seinen

Anhängern die Bilder in den Kirchen verbrannte, die Altäre zerstörte und viel andere ärgerliche und wüste Sachen trieb. Als dies Luther hörte, reiste er, obgleich noch in Bann und Acht, nach Wittenberg und predigte acht Tage lang so muthig und mächtig gegen die Sektirer, daß sie abließen von ihrem Treiben und Viele der Stadt den Rücken wandten. Karlstadt war unter den Letztern und ward einfacher Bauersmann; allein lange konnte der feurige, unruhige Kopf nicht feiern. Unter dem Vorwande, die Pfarrstelle zu Orlamünda sei geistliches Lehen des Allerheiligenstiftes zu Wittenberg, dessen Archidiaconus Karlstadt war, und folglich sei er zugleich Pastor von Orlamünda, begab er sich nach Orlamünda und predigte so beredt und begeistert, daß Stadt und Umgegend bald seiner Lehre anhing. Als das Unwesen immer höher stieg, wurde endlich um Johannis 1524 Luther selbst nach Orlamünda abgesandt, die gestörte Ruhe dort wiederherzustellen. Unverweilt zog der Gottesstreiter über Jena, wo er am 22. August 1524 ankam, im Gasthof zum schwarzen Bären übernachtete und mit dem von Orlamünda herübergekommenen Karlstadt verhandelte, weiter gen Orlamünda, wo er am 24. August 1524 Mittags 1 Uhr in Begleitung des Hofpredigers Stein eintraf. Eilig wurden nun die Luther ohnehin nicht günstig gesinnten Bürger Orlamünda's vom Stadtrathe zusammenberufen und nun eine lange Disputation gehalten, in welcher sich besonders ein dortiger Schuster durch kecke Einwürfe und gelehrte Reden hervorthat, deren Resultat jedoch ein für Luther wenig erfreuliches war, so daß er dieselbe abbrach und eilends die Stadt verließ. Von welcher Art aber Luthers Abschied gewesen sein mag, das läßt sich wohl schon daraus schließen, daß er selbst von demselben schreibt: Ich war froh, daß ich nicht mit Steinen und Dreck ausgeworfen ward, da mir etliche derselben einen solchen Segen gaben: „Fahr hin

in tausend Teufels Namen! daß du den Hals brächest, ehe du zur Stadt hinaus kommst!“

Wegen dieses Benehmens gegen Luther erhielt der Rath Orlamünda's vom Kurfürsten einen scharfen Tadel und Karlstadt wurde zur Strafe des Landes verwiesen.

Die Sage aber berichtet, daß Doctor Martin Luther im Zorne gegen die ungastliche Stadt den schweren Fluch ausgesprochen haben solle, daß fortan in ihr alle Brunnen versiechen und alles Wasser mit großer Mühe den steilen Berg herauf geschafft werden solle. Ist nun schon an sich diese Sage eine den Character des Gottesmannes nicht gerade verherrlichende, ja sogar ihm widersprechende, so ist es wenigstens jetzt ganz gewiß, daß der Fluch des Doctors heute völlig seine Kraft verloren hat. Zwar lange Jahre hindurch hatte die Stadt Orlamünda kein Wasser, zwar liegt noch heute ungefähr in der Mitte des Weges nach der Stadt der sogenannte Lutherbrunnen versiecht und versandet, zwar ist es wahr, daß in früherer Zeit viele Bewohner der Stadt durch das mühsame Heraufschleppen des Wassers mit Kröpfen geplagt waren, allein jetzt hat der angebliche Fluch Luthers völlig seine Kraft verloren. Denn heutzutage besitzt Orlamünda eine schöne, ergiebige Wasserleitung und gutes frisches Wasser in Menge, und viele Kröpfe wird wohl Niemand finden.

Auch geht die Sage, daß Luther damals den Fluch ausgesprochen habe, es solle, da er an einem Jahrmarkt gerade nach Orlamünda kam und das schlechteste Wetter war, was man sich nur denken konnte, von nun ab an jedem Orlamündaischen Jahrmarkt gerade solch regnerisches, schlechtes Wetter sein, wie damals. Doch beruht diese Sage wahrscheinlich auf einer Verwechselung, da Dasselbe vom Rudolstädtischen Jahrmarkt, und wohl mit mehr Recht, erzählt wird.

Agnes, die weiße Gräfin von Orlamünda.

Nachts, wenn die Welt zur Ruhe gegangen und die weite Erde in düstre Finsterniß gehüllt oder vom stillen Glanze des Mondes beschienen liegt, sieht man oft am Berge zu Orlamünda, dort, wo noch jetzt die alte Kemnate die Stelle bezeichnet, wo einst das mächtige Geschlecht der Burggrafen von Orlamünda manch Jahrhundert lang hauste, eine weiße verhüllte Frauengestalt gespenstisch langsam umherwandeln, das todtbleiche Antlitz voll Schmerz und Kummer und mit irren Augen um sich blickend, als suche sie Etwas, das sie verloren habe und nun nicht wieder finden könne.

Das ist Agnes, die weiße Gräfin von Orlamünda, die Gemahlin des Grafen Otto's II., der im Jahre 1284 starb und die Gräfin als Wittwe mit zwei kleinen Kindern, Hercules und Hercula, allein in der Welt zurückließ. Doch die düstere Wittwentracht sagte der schönen Frau nicht zu und Gram und Trauer über den Tod des Gemahls währten nicht lange. Bald darnach entbrannte ihr Herz in heißer, leidenschaftlicher Liebe zu dem stattlichen Markgrafen von Brandenburg, Albrecht dem Schönen. Dieser aber erwiderte die Liebe der Gräfin nicht und blieb kalt und ungerührt gegen all ihre Gunstbezeugungen. Darüber ergrimmte die schöne Frau und ließ heimlich nachforschen, welches wohl der Grund sei, warum sie der Markgraf so hartnäckig verschmähe. Der aber, hierüber befragt, hatte geäußert: „Ja, wenn vier Augen nicht wären.“ Als diese Rede der Gräfin hinterbracht wurde, sann sie lange darüber nach, wen wohl der Markgraf mit diesen Worten gemeint haben möchte, und bald gerieth sie auf den Gedanken, diese vier Augen, die ihrer Liebe im Wege ständen und sich zwischen sie und dem heißbegehrten Markgrafen stellten, könnten keine andern sein, als

die fröhlichen Kinderaugen ihres kleinen Sohnes und ihres Töchterchens, um deretwillen der Markgraf sie nicht zum Weibe nehmen wollte. Lange stritt nun das edle Gefühl der Mutterliebe mit jener wilden, glühenden Leidenschaft, welche ihre Seele für den schönen Markgrafen erfüllte, aber nach schwerem Ringen trug endlich die Letztere den unnatürlichen Sieg davon. In stürmischer Nacht ließ die grausame Mutter draußen im finstern Tann durch ihren Jäger, den unbarmherzigen Haider, die Kleinen, die rührend in Todesangst den wilden Mörder um ihr unschuldiges Leben baten, heimlich ermorden.

Nun glaubte die Gräfin endlich am Ziele ihrer Wünsche zu sein; allein Albrecht der Schöne, als er die schlimme Unthat erfuhr, faßte statt der gehofften Gegenliebe den tiefsten Abscheu gegen das grausame, unnatürliche Weib, ließ ihr sagen, daß er mit jenen vier Augen nur die ihrigen und seine eignen gemeint habe, die nicht zusammen passen würden, und wandte sich für immer von der blutbefleckten Mörderin.

Agnes aber verfiel von Stund an in trübe, finstre Schwermuth und welkte, von Reue über ihre gemordeten Kinder verzehrt, langsam einem frühen Tode entgegen. Zur Strafe für ihre Unthat aber irrt sie nun in stiller Nacht umher an den Orten, wo sie einst gelebt, auf der Plassenburg und um die zerfallnen Burgtrümmer Orlamünda's, ein blasses Weib in weißem, wallendem Gewand, ruhelos die ganze Nacht nach ihren ermordeten Kindern suchend.

Der Stadtpfeifer zu Orlamünda.

Das war einmal in einer warmen, mondhellen Sommernacht vor manch liebem Jahr, da kam müde und verwacht ein

seltsam Häuflein wunderlicher Gestalten die Straße herauf, die nach Orlamünda führt. Das waren die Stadtmusikanten droben aus dem Städtchen, die von einem nahen Dorfe kamen, wo sie zum Tanze aufgespielt hatten, und nun heimzogen, ihre Instrumente unter dem Arme und schon im Gehen halb schlafend und träumend. So schritten sie schweigend dahin durch die stille Nacht, während oben am tiefblauen Himmel der Mond seine leuchtende Bahn zog und rings auf Erden Alles blühte und duftete.

Oben im Städtchen schlug es auf dem alten Thurme zwölf Uhr und die Schläge tönten hell durch die laue Nachtluft zu dem Häuflein herüber, als sie eben am Fuße des Stadtberges ankamen, auf welchem die alte Kemnate wunderbar im Mondenscheine glänzte und flimmerte. Den Musikanten ward's seltsam und unheimlich zu Muthe; sie dachten an die weiße Gräfin, die da des Nachts so bleich und blaß umherwandelt, ihre ermordeten Kinder zu suchen. Wie? Wenn in dieser Nacht sie wieder wandeln müßte und jetzt zu ihnen träte, leise, unsäglich langsam und geisterhaft und sie anschaute ernst und starr mit ihren irren, wahnsinnigen Augen?

Da kam plötzlich dem Stadtpfeifer der Gedanke in den Sinn, der weißen Gräfin Eins aufzuspielen; er nahm seine alte Geige zur Hand und spielte ein leises, zartes Stück, mild und schlicht, wie eine traurige, innige Volksweise; die andern Musikanten aber stimmten leise ein, und so bliesen sie der bleichen Gräfin einen ernsten Gruß zum Berg hinüber.

Und siehe! Plötzlich that sich der Berg vor ihnen auf, wie eine große, weite Pforte, und heraus stieg bleich und gespenstisch das weiße, verhüllte Weib und trat langsam zu den Musikanten. Doch war ihr Antlitz mild und freundlich und sie lächelte still, als hätte das Lied ihr Freude gemacht. In

der Hand trug sie eine silberne Schale, auf welcher ein goldener Pokal stand und worauf wie kleine Knochenstücke umherlagen. Den Becher kredenzte die weiße Gestalt, wie zum Danke für das Lied, den erschrockenen Spielleuten, denen der Trunk wie glühendes Feuer durch die Adern rollte und strahlend durch den ganzen Körper rieselte. Dann gab sie Jedem derselben einige der kleinen Knochen und, dankend ihnen zunickend, verschwand sie wieder in die Oeffnung des Berges, die sich schnell hinter der Erscheinung schloß.

Die Musikanten aber, welche gehofft hatten, daß die weiße Gräfin sie reich beschenken würde, waren unwillig über die ärmliche Gabe und warfen sie scheltend weg in das Feld. Nur der Stadtpfeifer schalt nicht mit, sondern steckte die Knöchlein dankbar in seinen Rock und hob auch noch einige der weggeworfenen auf. Dann stiegen Alle, die Meisten immer noch zankend und schimpfend, den Berg hinauf und Jeder begab sich eiligst in seine Wohnung.

Am nächsten Sonntage früh Morgens, als der Stadtpfeifer in die Kirche gehen wollte und seiner Frau den guten Rock ihm herzuholen hieß, stürzte diese erschrocken in die Stube herein und erzählte athemlos, daß der Rock so schwer sei, daß sie ihn nicht habe von der Stelle heben können. Der Stadtpfeifer, der es nicht glauben wollte, eilte schnell hinaus und dort fand er Alles, wie seine Frau gesagt hatte, in dem Rocke aber anstatt der kleinen Knochen, die ihm die weiße Gräfin geschenkt hatte, lauter schwere Stücke des kostbarsten Goldes.

So ward der Stadtpfeifer von Orlamünda ein reicher Mann; die thörichten Musikanten aber, die die Gaben der Gräfin undankbar weggeworfen hatten, ärgerten sich sehr; denn in ihren Röcken fand sich statt des Goldes nur eine kleine, unscheinbare Flöte.

Daher soll denn auch die Redensart kommen: Es ist Jemandem Etwas flöten gegangen.

Schauenforst.

Ueber dem Hexengrunde, unter welchem Namen sich wohl Jedermann eine wilde, düstre, von reißenden Waldwassern durchströmte Schlucht zu denken geneigt sein wird, welches jedoch eines der lieblichsten, fruchtbarsten und mildesten Waldthäler des Holzlandes ist, erheben sich auf weit in das Thal vorspringendem, tannenbewachsenem Berge die Ruinen einer stattlichen, jetzt freilich völlig zerfallenen Burg, der alte Schauenforst. Düstere Tannen schmücken den Fuß des Burgberges, Gras und Moos sind überall in dem Gemäuer gewachsen und noch jetzt erzählen uns die riesigen, gewaltigen Trümmer von Umfang und Größe der mächtigen Veste. Das Volk aber hat Burg und Berg mit einem reichen Kranze von Sagen geschmückt und läßt zur stillen Nachtzeit oder am schwülen Sommernachmittag dort oben eine weiße Gestalt umherwandeln, welche man dort zu Lande das weiße Fräulein auf dem Schauenforste nennt.

Die einst so mächtige und herrliche Burg aber wurde erbaut von dem edlen Landgrafen Ludwig von Thüringen, welcher ihr auch den seltsamen Namen gegeben haben soll. Er, wie seine Vorfahren und Nachfolger, hatten nämlich Vieles von dem Uebermuthe und Stolze der reichen und tapfern Burggrafen von Orlamünda, welche sich den Landgrafen niemals beugten und oft mit ihnen in schweren Streitigkeiten und Kämpfen lebten. Allein immer zogen Thüringens Beherrscher den Kürzeren; denn es fehlte ihnen Das, was den Orlamündaischen Rittern stets den Sieg verschaffte, eine feste, starke Burg,

von der aus sie den Streit führen und in die sie sich zurückziehen und verschanzen konnten. Deshalb ließ, als der Stolz der Burggrafen immer unerträglicher wurde, Ludwig von Thüringen nicht allzuweit von Orlamünda eine feste und mächtige Burg, welche weithin das Thal und die ganze Gegend beherrschte, erbauen und, als der stattliche Bau vollendet war, lud er die Grafen von Orlamünda ein, ihn sich zu besehen, zeigte ihnen, als diese der Einladung Folge leisteten, die umfangreiche, fast unbezwingliche Veste mit all ihren Gräben, Wällen, Thürmen und Mauern, und sprach stolz und bedeutungsvoll zu den Vasallen: „Schauet den Fürsten!“

Daher heißt Burg und Berg noch heute der Schauenforst.

Das weiße Fräulein auf dem Schauenforste.

Droben über Heilingen im alten Schlosse wohnte vor langer Zeit ein starker und tapferer Rittersmann, der Letzte seines Stammes, mit seiner einzigen, schönen Tochter. Diese, so hoffte er, sollte sich mit einem reichen, mächtigen Ritter verheirathen und so seinem Geschlechte neuen Glanz und Ruhm verleihen. Allein die Hoffnungen des alten Vaters sollten nicht in Erfüllung gehen. Denn seine Tochter war in inniger Liebe einem jungen, schönen Jäger zugethan, welcher in den Diensten ihres Vaters stand. Als der Alte jedoch von der Liebe seiner Tochter hörte und diese trotz seiner Bitten und Drohungen erklärte, sie werde keinem andern Manne jemals angehören, gerieth der Ritter in solch rasende Wuth, daß er den Geliebten der Tochter vor deren Augen tödten ließ. Diese aber ertrug den Tod des Jünglings nicht; in finsterer Nacht stürzte sie sich von der Spitze des Wartthurmes hinab in die Tiefe, um so im Tode

wieder mit Dem vereint zu sein, von dem sie im Leben ungetrennt zu sein begehrt hatte. Den grausamen, hartherzigen Vater aber bewegte der Tod seiner geliebten Tochter so, daß er in Schwermuth und Geistesnacht verfiel und bald, der Letzte seines Stammes, reuevoll seiner Tochter in den Tod folgte.

Darnach zerfiel nach und nach das schöne Schloß über Heilingen. Nachts aber oder am hellen Mittag wandelt in den einsamen Räumen eine weiße Gestalt, die unglückliche Tochter des grausamen Ritters.

Der Weinkeller auf dem Schauenforste.

Eines schönen Herbstabends saßen in der Schenkstube des Dorfes Heilingen noch eine Anzahl Bauern bei einem Glase Dorfbieres zusammen und sprachen über Dies und Jenes, was man sich so des Abends im Hexengrunde zu erzählen pflegt. So dauerte es denn auch nicht lange, so wurde vom weißen Fräulein geredet, das droben in der Burg über dem Dorfe des Nachts umherirrt, und von den Schätzen und Reichthümern, die oben versunken liegen in Schutt und Trümmern des alten Baues und von denen sie in guter Stunde bisweilen den sie besuchenden Menschenkindern Etwas schenkt. Vor Allem aber sprachen die Zecher wehmüthig auf das dünne Getränk blickend, womit sie ihren Durst stillten, von den weiten, tiefen Kellern der Burg und dem kostbaren Wein, der unten in Bergestiefe in ungeheuren Fässern verborgen liegt und von dem sie gar zu gern ein Pröbchen gekostet hätten.

Das Alles hörte die muthige Tochter des Wirthes ruhig mit an. Als aber die guten Bauern sich gar zu sehr nach dem edlen Stoffe sehnten, trat sie zu ihnen und erbot sich, noch

heute Abend nach der Burg hinauf zu gehen und ihnen einen Krug Wein herabzuholen. Und, obwohl die Bauern das Mädchen Anfangs auslachten und es ihr nicht glauben wollten, daß sie ihr Versprechen halten könne, machte sich die Unerschrockene auf, kam unangefochten in der stillen, mondhellen Herbstnacht in dem Burghofe an und traf richtig dort das weiße Fräulein, welches plötzlich aus einem Pförtchen ihr entgegentrat und ihr auf ihre Bitte den mitgebrachten Krug mit dem schönsten Weine füllte. Freudig brachte das Mädchen nun den wartenden Zechern den versprochenen Wein und diese tranken den stattlichen Krug mit vollem Behagen in kurzer Zeit aus. Allein es hatte ihnen dermaßen geschmeckt, daß sie noch mehr des edlen Getränkes begehrten und die Wirthstochter inständigst baten, noch einmal nach der Burg zu gehen und noch einen zweiten Krug sich zu erbitten. Diese aber weigerte sich, dies zu thun und entschloß sich erst dann dazu, als ihr die durstigen Bauern viel Geld für ihren Weg versprachen. Als sie jedoch wieder in die Ruine kam, wollte sich das weiße Fräulein trotz allen Rufens und Bittens nicht zeigen. Endlich erschien es, doch traurig und mit verhülltem Antlitz und sprach: „Zum letzten Male hast du von mir Wein erhalten und nie wieder darf ein Menschenkind von ihm trinken. Denn wer der Geister Gaben um Geld verkauft, der ist ihrer nicht werth!" Damit verschwand das weiße Fräulein.

In jener Nacht aber sind Keller und Fässer der Burg viel hundert Klaftern tief in die Erde gesunken und niemals wieder werden sie an's Licht kommen.

Der Schafhirte von Heilingen.

Auf dem Berge oberhalb Heilingen hütete einst ein armer Junge die kleine Schafheerde des Dorfes. Es war ein grünes, lauschiges Plätzchen, das der Kleine sich ausgewählt hatte, weit weg von allem Geräusche der Menschen, duftig und still und träumerisch einsam. Auf einem hohen Steine, von dem er weit hinab schauen konnte in das reiche, tiefe Thal, saß der Bursche, während seine Heerde um ihn, bewacht von seinem treuen Hunde, friedlich weidete. Während er so saß und sann in der trauten Einsamkeit, wie der Wald so würzig duftete und so leise seine alten Lieder rauschte und Alles ringsum im heißen Sonnenscheine des stillen Sommernachmittages so träumerisch und friedlich lag, da kam dem Kleinen manch alte Geschichte in den Sinn, die die alte Großmutter, die immer daheim am Ofen in dem wunderlich geschnitzten Lehnstuhle saß, und die nun schon manches Jahr zur Ruhe gegangen war, so wunderhübsch und graulich zu erzählen wußte. An kalten Winterabenden, wenn der Sturm draußen wild um das Haus ging und die Schneeflocken rastlos zur Erde herabwirbelten, oder auch des Sommers in der Dämmerung, wenn der laue Abendwind so mild durch das geöffnete Fenster strich, da hatte er mit den Geschwistern zu den Füßen der alten Frau gesessen und lautlos und gespannt ihren Mährchen gelauscht. An jene Zeiten mußte er denken, von denen die Großmutter erzählt hatte, wo noch das prächtige Schloß droben auf dem Berge gestanden und all die tapfern Ritter und die schönen Edelfrauen darin gewohnt hatten, an all die Sagen von dem alten Baue, vor Allem aber an das weiße Fräulein, das dort gespenstisch umhergehen sollte. Nachts, aber auch an schwülen Sommernachmittagen erschien sie gern armen Menschenkindern und beschenkte

sie reichlich mit Gold und Schätzen. Nun arm war der Junge, Sommer war es auch und ein heißer Nachmittag; nur das weiße Fräulein fehlte noch — und das Gold und die Schätze. So träumte der Hirtenknabe auf seinem moosigen Steine und leise murmelte er all die alten Reimsprüche und Verse vor sich hin, die ihm die Großmutter einst gelehrt hatte. Da plötzlich that sich vor ihm die Erde auf und heraus floß eine weiße, zischende Masse, die sich am Rande der Oeffnung anlegte und weithin in das grüne Moos floß. Der Junge aber erschrak heftig, lief voll Angst und Furcht auf und davon und eilte spornstreichs hinab in das Dorf, wo er athemlos sein Abenteuer erzählte. Die Leute im Dorfe aber sagten ihm, daß die weiße Masse reines Silber gewesen sei und daß er, wäre er nicht so furchtsam davongelaufen, jetzt ein ungeheuer reicher Mann sein könne. Als aber der Bursche mit den Anderen wieder zu dem Orte hinaufstieg, da war Alles still und einsam, wie zuvor, und Nichts war mehr von der Silberquelle zu entdecken. Nun saß wohl manch lieben Sommertag der arme Schafhirte droben auf der alten Stätte und sagte emsig alle seine Sprüchlein wieder und wieder an, aber — war's nicht die rechte Stunde oder war's nicht der rechte Spruch? — die versiechte Silberquelle wollte nicht wieder für ihn fließen.

Das goldene Kegelspiel.

Vor langen Jahren hauste einmal auf dem Schauenforste ein frecher und gottloser Ritter, der die Bauern arg bedrückte und quälte, Reisende und Wanderer überfiel und beraubte und weit und breit im Umkreise gefürchtet wurde.

So war auch einmal ein recht harter, langer Winter ge-

wesen und die Menge Schnee, die plötzlich schmolz, ließ Fluß und Bäche ringsum austreten und vernichtete durch schreckliche Ueberschwemmung die ganze Ernte der armen Bauern. Der grausame und hartherzige Burgherr aber verlangte dennoch zur bestimmten Stunde die drückenden Abgaben bei Heller und Pfennig, und obgleich er die große Noth und all das Elend gar wohl sah, ließ er sich doch von keiner Bitte rühren, sondern nahm dem, der ihn nicht zur rechten Zeit völlig bezahlen konnte, Haus und Hof und die letzte Kuh und das letzte Andenken weg und ließ Alles hinauf auf seine Burg schaffen.

Von dem Blutgelde aber ließ er sich ein goldenes Kegelspiel mit silbernen Kugeln machen, um sich damit nach Schmausereien und Trinkgelagen zu belustigen. Da ergrimmten die armen Bauern furchtbar, und ein alter Mann, dem der Hartherzige all seine Habe weggenommen hatte, that den schweren Fluch, daß der grausame Ritter zur Strafe für seinen Uebermuth bis zum jüngsten Tage mit den goldenen Kegeln spielen müsse. Und Gott, der das Schreien der Bedrückten hört, erfüllte des Alten Fluch und rächte die Noth der gequälten Bauern durch schwere Strafe.

So hört man denn oft in schwülen, stillen Nächten ein seltsam wunderliches Rollen und Kollern im Schauenforste. Das rührt von dem grausamen Burgherrn her, der dort im wüsten Baue unten in Bergestiefe bis zum jüngsten Tage mit den Kegeln spielen muß, die er sich von dem erpreßten Gelde seiner Unterthanen in frevlem Uebermuthe einst hat machen lassen.

Waldsachs, der Musikant.

Eine trübe und traurige Geschichte ist's, die ich erzählen will zu guter Letzt von Waldsachs, dem Musikanten, und dem weißen Fräulein auf dem Schauenforste, das ihn so unglücklich gemacht hat mit ihrem Weine. Denn auch ihre besten Gaben thun nimmer gut und man hat nur Fluch und Elend von ihnen.

Der Waldsachs nämlich war ein armer, aber tüchtiger Musikant, gesucht und bekannt im ganzen Herengrunde, der strich die Fidel, daß den Mädchen und Burschen der Takt nur so in die Beine fuhr. Waldsachs aber wußte auch manch traurige, ernste Weise so recht aus Herzensgrunde zu geigen, schöne, schlichte Lieder vom Walde und seinem Rauschen, von der Liebe Lust und Leid, von der weißen Gräfin von Orlamünda und dem weißen Fräulein auf dem Schauenforste, und solch trauriges Zeug spielte er viel lieber, als Tänze und Schelmenliedchen. Es war eben etwas mehr in ihm, als ein elender Fidelstreicher und hätte wohl Manches aus ihm werden können, wenn er nicht sein kümmerliches Brod sich auf Kirchweihen und Erntefesten hätte sauer verdienen müssen.

Da war's denn auch einmal in einer schönen stillen Sommernacht am zweiten Pfingstfeiertag, als der Tanz zu Ende war, zu dem er aufgespielt hatte, da ging Waldsachs mit zwei Kameraden heim. Allein vorher beschlossen sie erst noch, hinauf auf den Schauenforst zu steigen und sich droben vom weißen Fräulein Gold und Wein zu holen. Denn in dieser Nacht war sie Denen, die sie kühn besuchten, gnädig und beschenkte sie gern mit ihren Gaben.

Das wußten nun die Dreie gar wohl und, da sie arme Bursche waren, jung und kühn noch dazu, so stiegen sie keck

und muthig den Berg hinan, geraden Weges auf die alte Burg zu, die im Mondenlichte flimmernd herabglänzte. Je näher sie jedoch dem alten Baue kamen, desto furchtsamer und ängstlicher wurden die beiden Gefährten des Waldsachs. Denn die alte Ruine schimmerte ihnen so gespenstisch und unheimlich entgegen; aus den zerfallenen Fenstern heraus lugten drohend alte, bärtige Gesichter und funkelte es, wie lichter Kerzenschein; durch die düstern Tannen der Bergeshöhe zog seufzend und klagend der laue Nachtwind, daß sie geisterhaft rauschten und wisperten; die Schritte der Wanderer klangen so ängstlich und seltsam in der nächtlichen Waldeinsamkeit und ihre Schatten zogen so sonderbar, wie gespenstische Begleiter, neben ihnen her, so daß der Muth der beiden Burschen immer geringer wurde und sie endlich voll Furcht und Schrecken eilig wieder den Berg hinabstiegen.

Waldsachs aber schritt allein unerschrocken dem alten Baue zu und trat furchtlos ein in den weiten Burghof. Aber wie geblendet stand er da, als er den ganzen Raum von tausend Kerzen prächtig erhellt und ringsum in luftiger Halle reich geschmückte Ritter und Edelfrauen in alterthümlicher, verschollener Tracht an herrlichbesetzten Tischen sitzen sah. Doch bald faßte er sich wieder, zog schnell seine Geige hervor und spielte den seltsamen Gästen einen muntern, lustigen Tanz, daß Edelfrauen und Ritter sich nach dem fremden Spieler umschauten und ihm freundlich zunickten.

Als er aber geendet hatte, da trat mitten aus den Gestalten das weiße Fräulein hervor, das er bis dahin nicht bemerkt hatte. Den weißen, wallenden Schleier, in den sie sonst den zarten Geisterleib zu hüllen pflegte, hatte sie zurückgeschlagen, daß der laue Nachtwind mit ihm spielte, und in der Hand trug sie auf silberner Schale einen goldenen Becher voll funkelnden, duftigen Weines; um den Becher aber lag es und glitzerte es,

wie lauter prächtige Demanten und Edelsteine, daß Waldsachs sich kaum hineinzuschauen getraute in all den Glanz. Den Becher kredenzte sie lächelnd dem Musikanten und schaute ihn süß und sinneverwirrend an mit ihren tiefen, dunkeln Zauberaugen, ein schönes, göttlichschönes Weib, wie Waldsachs noch Keines gesehen hatte. Der aber ergriff hastig den Becher und trank ihn in langen, durstigen Zügen aus bis auf den Grund, dann setzte er ihn, sich tief verbeugend, wieder auf die silberne Schale nieder.

Da aber mit einem Male ward es in ihm licht und hell. Durch seine Glieder rieselte niegekannte Glut und Kraft und Feuer; es war in ihm Etwas erwacht, das bis jetzt nicht in ihm gewesen war; es war ihm, als hätte er Flügel an seinem Leibe und brauche sich nur aufzuschwingen, um mitten hinein in den leuchtenden, blauen Nachthimmel zu fliegen. Auf seine Augen aber legte sich zugleich ein düsterer Schleier; Glanz und Pracht, Gestalten und Lichter um ihn verschwanden und zerflossen; nur noch die wunderbaren, siegenden Augen des weißen Fräuleins sah er und hörte um sich ein ganzes Reich von Klängen, Liedern und Melodien; seine Sinne verwirrten sich, sein Kopf brannte ihm, ringsum drehte und schwang sich Alles in rastlosem, wirrem Wirbeltanze, bis er bewußtlos und betäubt nieder auf den weichen, grünen Moosboden der Burgruine sank. —

Als er erwachte, war es schon früh am Tage; die Strahlen der Morgensonne schossen hell und rosig über die Berge und ein kühler Wind wehte erquickend um seine heiße Stirn, daß er geträumt zu haben glaubte. Allein neben ihm stand die silberne Schale, aus der er in vergangener Nacht so süß getrunken hatte, und auf ihr lagen funkelnde Gold- und Silbermünzen. In ihm aber war Alles ganz anders geworden; die Wälder rauschten ringsum so seltsam und heimlich, wie alte,

traute Bekannte; sein Herz war ihm so leicht und froh und doch auch wieder so schwer und voll, daß es ihm fast zu springen drohte, und seine Geige hatte einen ganz andern Ton, so zart und doch so gewaltig, so rein und voll, daß er gar nicht glauben konnte, es sei noch dasselbe schlechte Ding, wie gestern. Dazu lag die schöne Ferne so goldig und hell vor dem Erwachenden und in seinem Herzen fühlte er über Nacht ein unbezwingbares Sehnen rege geworden nach der weiten Welt und nach frohem, fröhlichem Wandern.

Da zog denn Waldsachs nicht wieder hinunter in sein Thal und heim in sein Dorf, sondern wanderte rüstig hinein in die Welt und strich die Fidel von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt so schön, daß Alle ihn gern hörten. Ihm selbst aber ward es, je weiter er von der Heimath war, immer öder und leerer im Herzen; das Treiben der Menschen schien ihm so schal und ekelte ihn an; es war ihm alles so einsam, so fremd, wohin er auch wanderte. Dann sehnte er sich wieder nach seinem Heimathsdörfchen, nach dem Waldesrauschen der Heimathsberge, nach den klaren Wellen der Saale und nach dem düstern, ernsten Schauenforste, wo Nachts das weiße Fräulein wandelt, das ihm in schöner Pfingstnacht Wein und Gold gegeben hatte und ihm nun nicht wieder aus Herz und Sinnen kam.

Nur der Wein konnte sein schlimmbewegtes, sehnendes Herz zur Ruhe bringen und ihn hinwegheben über Erdensorge und Erdenleid; der trug ihn auf Flügeln der Sehnsucht über Berg und Thal, über Wald und Feld heim nach seinen Heimathsbergen; der wiegte ihn leise ein in süßen, lieben Traum, und im Traume sah er sie wieder, den alten Schauenforst, den nachtstillen Wald und das bleiche Geisterweib mit ihren tiefen, verzauberten Augen. Denn der Glanz dieser Augen stand immer vor seiner Seele, immer fühlte er sie auf sich ruhen und konnte

ihm nicht entfliehen, auch wenn er bis an's Ende der Welt gezogen wäre. Ja, er fühlte es und immer klarer ward's ihm, der Wein des Fräuleins hatte es ihm angethan, wie geheimnißvoll mächtiger Liebestrank, daß er sich verzehrend sehnte nach dem bleichen Gebild, das ihm in stiller Mondnacht einst den Zauberbecher kredenzt hatte und ihn nicht eher wieder Ruhe finden ließ, bis er sich aufmachte und wieder heim zog zum Hexengrunde. Da wanderte er denn manch lieben Tag, bis er endlich die alte Ruine im Abendscheine herüberglänzen sah, und stieg, als es schon im Thale dunkelte und die Sonne hinter den Bergen unterging, zu dem gespenstischen Baue hinauf. Nur noch einmal wollte er sie sehen, die sein Herz erfüllte, und dann die heißersehnte Ruhe finden, und eine Ahnung sagte es ihm, daß sein Sehnen erfüllt werden würde.

Müde und klopfenden Herzens trat er in den dämmerigen Burghof ein, und, ob er gleich spähte und wartete, er sah sie nicht, nach der sein Herz stürmisch verlangte. Da legte er sich bekümmerten Muthes nieder in das weiche Moos, das reichlich im Gemäuer grünte, und nicht lange währte es, so schlummerte er ruhig ein.

Im Traume aber erschien ihm das weiße Fräulein, ebenso schön, aber auch ebenso bleich, wie in der Nacht, da sie ihm den verderblichen Trunk gereicht hatte. Als sie den müden Schläfer gewahrte, lächelte sie still, als wollte sie sagen: „Kommst du denn endlich, du armer, müder Gesell, mit deinem ruhelosen Herzen? Lang warst du aus auf irrender Fahrt und längst hab' ich dich erwartet. Nun aber ruh aus, ruh aus in meinem Walde und in meinem Frieden!" Leise trat sie zu dem Schlummernden heran, breitete segnend und Abschied nehmend ihre Hand über den armen Musikanten und schritt langsam, immer dem Schläfer winkend, aus dem öden Burghofe hinaus.

Waldsachs aber, der Musikant, ist nicht erwacht aus Schlummer und Traum; früh am Morgen fanden ihn die Leute aus dem Dorfe drunten eingeschlafen zum ewigen Schlafe. Ernst und nachdenklich begruben sie im stillen Friedhofe des Heimathsthales den fast vergessenen Heimgekehrten, der droben auf dem düstern Schauenforste endlich gefunden, wonach sein stürmisches Herz sich sein Leben lang gesehnt hatte, Ruhe und Frieden.

Anhang.

Benutzte Quellen.

Moritz Theodor Frommelt, Sachsen-Altenburgische Landeskunde oder Geschichte, Geographie und Statistik des Herzogthums Sachsen-Altenburg. 2 Bände. Leipzig, 1838 und 1841.

Magister Johann David Gschwend, Rector in Eisenberg, Eisenbergische Stadt- und Land-Chronika. Eisenberg, 1758.

August Leberecht Back, Chronik der Stadt und des Amtes Eisenberg von den frühesten Zeiten an bis zum Jahre 1843. Eisenberg, 1843. 2 Bände.

Dr. **Karl Back**, das alte Eisenberg. Eisenberg, 1839.

Dr. **Christian Friedrich Heinrich Sachse**, die Fürstenhäuser Sachsen-Altenburg.

Ludwig August Schultes, Diplomatische und statistische Nachrichten von der Creis-Stadt Eisenberg im Osterlande. Jena und Leipzig, 1799.

Eisenbergisches Nachrichtsblatt.

Jeremias Heinisch, das Zeugniß der reinen Wahrheit von den sonder- und wunderbahren Würckungen eines insgemein sogenannten Kobolds, oder Unsichtbahren Wesens in der Pfarr-Wohnung zu Gröben. Jena, Verlegts Joh. Meyers sel. Wittbe. 1723.

Christ. Heinr. Loeberi, Historia Ecclesiastica, quae Ephoriam Orlamundanam in Ducatu Altenburgensi describit.

Gotthilf Friedemannus Loeber, de Burggraviis Orlamundanis exercitatio academica, varia, quae ad comitum Orlamundanorum historiam pertinent, explanans.

Anmerkungen zu den Sagen.

Zu Seite 1. Von den mancherlei Sagen, welche über den Mohr von Eisenberg erzählt werden, ist hier die sinnigste gegeben worden. Andere berichten, daß der Mohr deshalb habe hingerichtet werden sollen oder wohl gar hingerichtet worden sei, weil er in verbotenem Verhältnisse zur Gemahlin des Grafen gestanden habe oder weil die andern Diener des Grafen, welche eifersüchtig auf die dem Mohren bezeugte Gunst des Grafen waren und ihn zu stürzen trachteten, das einzige Kind des Grafen ermordet und die Schuld der Unthat auf den Mohren gewälzt hatten, welcher auch wirklich den Tod unschuldig erleiden mußte. Auch wird der Mohrenkopf heraldisch nur als Zeichen der Tapferkeit der Grafen von Eisenberg erklärt.

Zu S. 8—24. Ausführlicheres über Herzog Christian von Eisenberg ist zu finden: Gschwend, I, 82—93; Back, Chronik I, 51—65, II, 364—376; Frommelt, I, 154—159 und Schultes, 157—195.

Zu S. 24. Man vergleiche hiermit das Bechstein'sche Mährchen: Rupprecht, der Bärenhäuter.

Zu S. 35. Von den zahlreichen Wüstungen um Eisenberg ist Scortowe oder Scortowindel eine der bekanntesten. Die bedeutendsten andern waren Beinschnette (bei Eisenberg in der Nähe von Etzdorf), Altenroda (bei Serba), Hart (bei Gösen) u. s. w. Der bei Klosterlausnitz liegende Riechhain soll seinen Namen von dem dort früher gelegenen Dorfe Rechain, die sogenannte Bäuche oder Beuche bei Eisenberg von dem verwüsteten Vorwerk Pichene haben.

Zu Seite 39. Nach einer andern Sage soll der Träger der Aubitzer Laterne ein Bauer von Aubitz sein, welcher die Heirath seiner Tochter mit dem Sohne seines Feindes nicht zugeben wollte und endlich, als

seine Tochter aus Gram um die Härte ihres Vaters in eine hitzige Krankheit verfiel und dem Tode nahe war, mit eigner Hand sein Gut angesteckt und mit dem Lichte, womit er es angezündet, in der Hand in die Nacht hinausgelaufen und so lange umhergeirrt sein soll, bis er todt auf dem Gottesacker zu Serba niedersank. Zur Strafe aber soll er nun jede Nacht mit seinem Lichte umherwandeln.

Zu S. 90. Weniger sinnig berichtet die Sage, abweichend von der hier erzählten, daß die Sperlinge, die nachher Meusebach so belästigten, einem Jägerburschen, mit denen die Bauern von Meusebach allerlei Kurzweil trieben, in wohlverwahrtem Kästchen, in welcher der Jägersmann ein großes Geschenk vermuthet habe, scherzweise übersendet worden seien.

Zu S. 116. Obwohl der Verfasser wohl weiß, daß die Redensart: Es ist ihm Etwas flöten gegangen, von dem plattdeutschen Worte: fleeten, d. h. fließen, vorbeifließen herstammt, so läßt sich doch auch diese Erklärung der Sage hören.

Druck von W. Steinmüller in Düben.

Düben.
Druck von W. Steinmüller.